

TEIL 3

AION

IN DEN SPIEGELN

ANNA
MACHT
URLAUB



ALEŠ PICKAR

Aleš Pickar
In den Spiegeln

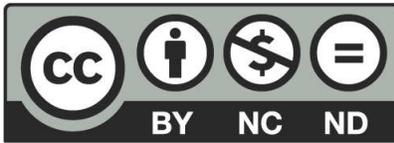
Teil 3
Aion

Aleš Pickar
In den Spiegeln



Teil 3
Aion





Dieses Werk (*Ales Pickar: "In den Spiegeln - Teil 3: Aion"*) unterliegt der Creative Commons Lizenz. Für Sie bedeutet es:

- Sie dürfen das Werk und dessen Inhalt kostenlos downloaden und nutzen.
- Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen.
- Sie müssen bei Verbreitung des Werks den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.
- Die digitale Version dieses Werks bzw. dessen Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden.
- Die digitale Version dieses Werks bzw. dessen Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Sonstige Rechtshinweise zu diesem Lizenzmodell finden Sie hier:

www.creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Support Creative Commons!

www.creativecommons.org

© Ales Pickar 2006

Lektorat: Annika Ernst

Titelillustration: Frank Rohde @ fotolia

Layout & Umschlaggestaltung: Anna macht Urlaub (www.annamachturlaub.de)

Die (nicht-digitalen/offline) Druckrechte an diesem Inhalt liegen beim Vedra Verlag, München. Um eine Buchausgabe zu erhalten, besuchen Sie www.vedra.com.

»RES SEVERA EST VERUM GAUDIUM«
(»DIE ERNSTE SACHE IST DIE WAHRE FREUDE«)

— Seneka

»NA SVĚTĚ JSOU DVOJÍ DOBŘÍ LIDÉ:
MRTVÍ, A TI, KTEŘÍ SE JEŠTĚ NENARODILI.«

(»ES GIBT ZWEI ARTEN VON GUTEN MENSCHEN:
DIE TOTEN UND DIE NOCH NICHT GEBORENEN.«)

— Julius Zeyer

»...WENN DIESES UNBEKANNTE LAND, AUS DEM NOCH KEIN REISENDER ZURÜCK
GEKOMMEN IST, UNSERN WILLEN NICHT BETÄUBTE, UND UNS RIETE, LIEBER DIE ÜBEL ZU
LEIDEN, DIE WIR KENNEN, ALS UNS FREIWILLIG IN ANDRE ZU STÜRZEN, DIE UNS DESTO
FURCHTBARER SCHEINEN, WEIL SIE UNS UNBEKANNT SIND. UND SO MACHT DAS
GEWISSEN UNS ALLE ZU MEMMEN; SO ENTNERVET EIN BLOSSER GEDANKE DIE STÄRKE
DES NATÜRLICHEN ABSCHEUES VOR SCHMERZ UND ELEND, UND DIE GRÖSSTEN TATEN,
DIE WICHTIGSTEN ENTWÜRFE WERDEN DURCH DIESE EINZIGE BETRACHTUNG IN IHREM
LAUF GEHEMT, UND VON DER AUSFÜHRUNG ZURÜCKGESCHRECKT.«

— William Shakespeare, »Hamlet«

3.01 Auf der anderen Seite

Nachdem alles vorüber ist, finde ich mich stehend wieder. Es ist noch immer Nacht. Ein Sturm tobt und wirbelt Sand und kleine Steine auf, die er dann in Kreisen und Spiralen tanzen lässt.

Ich sehe mich orientierungslos um und taumele in einer Windböe. Der Ort ist eine Ruine. Die rauen Säulen sehen aus, als hätte der Wind sie seit Jahrtausenden mit Staub gepeitscht. Sie säumen eine gewaltige Steinterrasse, die sich offensichtlich auf einer Art Hügel oder Erhöhung befindet.

Für einen kurzen Augenblick klärt sich der Sandsturm vor mir und lässt mich weiter in die Ferne sehen. Es ist eine karge Landschaft. Eine Wüste ohne Erhebungen und Terrainwellen. Doch meinen Blick fesselt etwas anderes.

Eine Stadt, die inmitten dieser Öde wie eine lumineszierende Qualle im nächtlichen Ozean anmutet. Sie scheint riesig zu sein und aus sanftem Licht zu bestehen. Ich sehe sie nur für einige Momente, dann umringt mich bereits der dunkle Sturm und nimmt mir die Sicht.

Heftiger Wind presst abwechselnd gegen meine Brust und meinen Rücken, als stritten sich einzelne Böen um mich. Ich sehe den ersten Schatten sofort. Eine schnelle, unangenehme Bewegung, dicht über dem Boden. In der matten, staubigen Dunkelheit ist sie nicht genau zu erkennen. Doch die Ahnung der schnellen Bewegungen lässt mich erstarren. Das Hinterteil der Kreatur hat die Größe einer Pauke. Sie ist nur wenige Schritte entfernt. Und ich bin nur ein starrer Klumpen Furcht, der recht unmissverständlichen Absicht dieses Wesens ausgeliefert.

Etwas zischt an meinem Kopf vorbei, und dann sehe ich einen Speer, der sich in das kleine Rückenstück, das den Kopf der Kreatur mit ihrem dominanten Leib verbindet, bohrt. Das Tier zuckt noch einige Male mit den langen, dünnen Beinen, während mich plötzlich maßloser Ekel durchströmt. Jemand kommt die breite Steintreppe hinter mir herab und legt die Hand auf meine Schulter.

»Schnell«, sagt die Gestalt. Ich sehe mich um und werde sogleich von der Frau am Ellbogen gepackt und zu den Säulen gezerrt. Ich blicke noch mal zu der Quelle meiner Angst zurück und erkenne, dass die Geschwister des Monsters dabei sind, ebenfalls unserem kleinen Jour fixe beizuwohnen. Es mögen zwanzig sein, vielleicht fünfzig.

Ich stolpere meiner Retterin durch die Säulenreihe hinterher und bemerke, dass wir eine Art Atrium betreten, das oben zwar kein Dach hat, aber erstaunlicherweise von dem Sturm verschont wurde. Doch ich vermute, dass ich mich hier an derartige kleine Wunder gewöhnen muss.

Auf dem Boden entdecke ich etwas Vertrautes. In die Steinplatten ist ein Kreis eingraviert, der von fünf gleichmäßig verteilten Kugeln oder Ringen durchbrochen wird. Das Symbol der *Lux Aeterna*. Der Durchmesser des Emblems ist nicht größer als zwei Meter.

Die mysteriöse Frau tritt in den Kreis und geht in die Hocke. Sie drückt ihr rechtes Knie gegen den Boden und setzt sich auf den Unterschenkel. Ich imitiere sie wortlos. Sie presst ihre Handflächen auf den Boden. Im selben Augenblick beginnt der Kreis zu leuchten. Die Strahlkraft steigert sich zuerst nur zaghaft, wie eine alte Leuchtstoffröhre, die eingeschaltet wird. Doch dann schießt aus der Rinne des Kreisrandes senkrecht ein bläuliches Licht empor und erschafft um uns eine endlos hohe, strahlende Säule, in deren Mitte wir sitzen.

Ich sehe durch das Licht und stelle mit Unbehagen fest, dass die Horde der behaarten Albträume in das Atrium eingedrungen ist und nun von allen Seiten auf uns zuströmt. Ich höre einen gedehnten, kehligen Schrei und bemerke, dass ich es bin, der schreit. Nur wenige Sekunden später stoßen die ersten Kreaturen aggressiv gegen die Lichtwand. Ich zucke zusammen, doch keinem der Viecher gelingt es durchzudringen. Jedes Biest, das gegen das Licht prallt, wird von einem blitzschnellen Impuls durchströmt und zurückgestoßen. Dann verschwindet es einfach. Die anderen scheinen nicht bereit zu sein, von der Erfahrung der Vorangegangenen zu lernen, und so pressen und stürmen sie unaufhaltsam gegen unseren seltsamen Schutzwall. Ich beiße die Zähne zusammen und schließe die Augen, denn ich kann das Getümmel aus Beinen und Unterleiben, von dem mich nur eine dünne, gewölbte Mauer aus Licht trennt, nicht ansehen.

Als ich wieder hochsah, war es vorbei. Um uns herrschte Stille, nur das blaue Licht schien einen seltsamen Singsang von sich zu geben. Die Frau richtete sich auf. Erst jetzt sah ich, dass sie ihre Hände in vorgesehene Abdrücke im Stein gedrückt hatte. Der Strahl erlosch sofort.

Ich atmete schwer aus und ließ mich aus der Hocke auf den Hintern fallen.

Um uns herum tänzelten leicht schwebend kleine graue Partikel zu Boden, ähnlich wie Flaum oder Asche. Das war alles, was von den haarigen, achtbeinigen Monstern übriggeblieben war.

Mit gerunzelter Stirn und halboffenem Mund suchte ich nach der richtigen Frage, doch es war schwieriger, als ich dachte.

Erst jetzt hatte ich Gelegenheit, die Frau in Augenschein zu nehmen. Und das ist der Punkt, an dem die Sache begann, perfide zu werden.

»Ich heiÙe Akhanta«, nahm sie den Anfang vorweg. Ihre Stimme war trocken und gleichgültig, als wollte sie mir zu verstehen geben, dass meine Rettung kein Akt der Sympathie war. Ich starrte wortlos dieses anmutige und doch zugleich so spröde Wesen an und versuchte ihr Vorhandensein irgendwie in die riesige Gleichung voller Unbekannten einzubauen. Sie trug weniger am Leib, als ich sonst jemals eine Frau außerhalb einer Wohnung tragen sah, abgesehen vom *Danglars* natürlich, wohin sie perfekt hineingepasst hätte. Als ich es über mich gebracht hatte, nicht mehr auf diese vollen, nackten Brüste zu starren, wurde es mir möglich, auf ihrer rechten Schulter die vertraute Tätowierung der Lux Aeterna zu entdecken. Doch im Gegensatz zu der gefangenen Talitha Kumi in München, befand sich bei dieser Kriegerin inmitten des Kreises keine römische Zahl, sondern die vereinfachte Zeichnung einer Hand, ähnlich einer ägyptischen Hieroglyphe.

Sie schien meine Verwunderung nicht zu beachten und verschwand stattdessen zwischen den Säulen. Als ich mich fragte, ob sie vielleicht wieder gegangen war, erschien sie erneut und trug ihren Speer, wie auch einen Bogen und warf sich einen mit Pfeilen gefüllten Köcher über die Schulter.

»Wer bist du?« fragte ich sie, noch immer auf den kalten Steinplatten sitzend. Zumindest hätten sie kalt sein sollen. Doch sie waren es nicht. Ich hatte den Eindruck, dass sie entweder perfekt auf die Körpertemperatur abgestimmt waren, oder gar keine Temperatur besaßen.

»Sagte ich doch, ich bin Akhanta«, erwiderte sie geduldig.

»Wohin gehen wir?«

»Zu einer *Sacraporta*, dem geheimen Tor in die Stadt.«

Erst jetzt stellte ich fest, dass der Sturm aufgehört hatte. Nicht einmal ein leiser Windhauch durchdrang die Nacht. Es fühlte sich an, als besäÙe dieser Ort gar keine Atmosphäre, gar keine Luft. Ich hätte auf dem Mond stehen können. Ich sah

nich um und taumelte kurz, diesmal im Erstaunen darüber, was ich zwischen den Säulen sah. Da war es wieder — schimmernd in die Dunkelheit.

»Was ist das?« hauchte ich.

Akhanta blieb stehen und sah zu mir zurück.

»Thanatopolis, die *Dunkle Stadt*. Dort wollen wir hin.«

»Warum...« Ich blickte sie verwirrt an. »Warum gehen wir dann in die andere Richtung?«

»Weil wir nicht gesehen werden wollen«, antwortete sie rätselhaft. Ich beließ es dabei und beobachtete weiter die geheimnisvolle Lichtfestung auf der anderen Seite der Ebene.

Die Stadt war rund, und aus ihrer Mitte ragte ein hoher Turm. Beinahe wie ein Schornstein, der keinen Rauch abgibt, sondern ihn einatmet. Die Architektur war nicht genau erkennbar, da sich die Bauwerke in ein erstarrtes Ballet aus Schatten hüllten. Doch zugleich haftete das Licht an ihnen, wie schimmernder Staub. Der Turm und die Stadt wirkten komplex, als wäre ihre Architektur fraktal und würde bei näherem Hinsehen ständig weitere Details in Form von Türmchen, Brücken und Terrassen preisgeben.

»Sie zieht das Licht an«, sagte ich nachdenklich.

Ich sah zum Himmel, der diese seltsame tiefblaue Färbung hatte. Er war übersät von unzähligen Lichtern, die alle wie Sternschnuppen aussahen. Oder wie gefilmte Sterne im Zeitraffer. Als wäre das Himmelsgewölbe in einem anderen Zeit-Raum-Gefüge. Von allen Seiten drifteten diese Lichter zielstrebig über das dunkelblaue Firmament, um durch den Turm die Stadt zu betreten.

Um Thanatopolis herum schwebten andere Lichter. Sie waren größer und geringer an der Zahl. Sie befanden sich deutlich unterhalb des Sternschnuppenschauer und schwebten langsam, fast unbeweglich nur einige Dutzend Meter über den Straßen und Mauern des Stadt. Lichtbojen, dachte ich.

»Was sind das für Lichter?« erkundigte ich mich leise, ohne den Blick abzuwenden.

»Engel«, antwortete Akhanta gleichgültig, als wäre es die belangloseste Information der Welt. »Wir müssen nun gehen. Es ist Eile geboten.«

Ich konnte meine Augen kaum von diesem Spektakel lösen. Und plötzlich begann ich zu ahnen was passiert war. Doch was ist *ahnen*, an diesem Ort? Was ist *verstehen* an diesem Ort? Was ist *Ort* an diesem Ort? Was ist dieser Ort?

»Engel...«, flüsterte ich bestürzt.

Wie leise Echos fühlte ich noch den Schmerz, verursacht durch Lärm und Widerstand. Doch es waren nur Erinnerungen. Ich hatte die unendliche Finsternis gesehen, aus der die kahle Landschaft hervorgetreten war. Und nun stand ich hier.

Ich sah an meinem Körper hinunter, bis zu den nackten Füßen, und stellte fest, dass ich noch immer in einem unförmigen Krankenhaushemd steckte. Etwas betreten blickte ich zurück zu Akhanta.

»Ich sehe total uncool aus«, beklagte ich mich.

»Uncool?« erwiderte die barbusige Männerphantasie mit gerunzelter Stirn.
»Was bedeutet dieses Wort?«

»Es heißt so was wie beschissen und langweilig zu gleichen Teilen«, brummte ich, während wir weitergingen.

»Sehe ich uncool aus?« fragte sie mich ohne einen Hauch von Arglist in ihren Augen.

Ich räusperte mich betreten.

»Äh, du bist nicht uncool. Ganz eindeutig nicht uncool.«

Und das war auch das Problem bei diesem Ausflug. Sie sah aus, wie eine kitschige Masturbationsvorlage, gemalt als Paintbrush, gedruckt auf Poster und aufgehängt in einer Autowerkstatt. Es fiel mir schwer zu glauben, dass alle Philosophen und Theologen vollkommen falsch lagen, da sie dies hier nicht deduziert hatten. Außerdem wurde es bedeuten, dass die Moslems recht hatten, da sie doch einen Himmel mit holden Jungfrauen erwarteten. Ich nehme allerdings an, dass die Moslems sich ihre Paradiesjungfrauen deutlich unterwürfiger vorstellen.

Natürlich hatte ich nicht vor, Akhanta zu fragen, ob sie eine Jungfrau war. Sie sah aus, als würde sie problemlos mein Schlüsselbein brechen können und zeitgleich noch eines dieser Spinnenbiester abstechen.

»Was waren das für Tiere?«

»Die *Arachniden*? Seltsame Kreaturen. *Angorbestien*. Nicht gerade selten.«

»Ich verstehe nicht... Was ist eine Angorbestie?«

Sie sah mich an.

»Es heißt, dass die Angorbestien zwar alle unterschiedlich aussehen, doch eines gemeinsam haben. Sie spiegeln die Angst der *Besucher*. Es heißt auch, dass jeder, der hier mit der Angorbestie kämpft, es lernen kann, sie weniger zu fürchten, was dazu führt, dass sie ihn immer seltener angreift.«

Nachdenklich beobachtete ich die stolze Kriegerin, während sie mit dem Speer in der Hand neben mir ging. Wie immer etwas

langsam, doch dafür unaufhaltsam ging mir ein Licht auf.

»Es sind Spiegelbilder.«

»Davon weiß ich nichts«, meinte sie. »Mich hat noch nie eine Angorbestie angegriffen, außer bei der Verteidigung eines Besuchers.«

»Das ist es«, rief ich aus. »Das ist deine Aufgabe, nicht wahr? Die Besucher zu beschützen.«

Sie nickte wortlos.

»Spiegelst du auch etwas? So wie die Angorbestien es tun?«

Sie sah mich schweigend an und schien keine Antwort zu kennen.

»Sie spiegelt die Sehnsucht«, erklang unweit von uns. Ich fuhr herum und entdeckte einen jungen Mann, dessen Gesichtszüge mir ebenso fremd waren wie seine ungewöhnliche, altmodische Kleidung, denn er sah aus, als wäre er Jules Vernes Zeit entlaufen. Mit einem bestimmten, aber nicht überstürzten Tempo, kam er den Hügel herauf. Er erreichte uns bald.

»Willkommen im *Aion*«, begrüßte er mich.

»Du bist Adam Kadmon«, sagte ich leise. »Paul Lichtmann...«

Er blieb vor mir stehen und musterte mich mit einem Blick der mit einigen Tropfen Neugier und Verachtung gewürzt war. Er besaß ein glattes Gesicht, das in keiner Weise dem Mann ähnelte, der mich aus meinem Krankenzimmer entführt hatte. Doch ich nahm an, dass Paul Lichtmann durch unzählige Reinkarnationen gegangen war, und dieser Anblick entsprach offensichtlich seinem ursprünglichen Gesicht. Unter der altmodischen Jacke hatte er eine dunkelgrüne Weste, die mit goldenen Stickereien verziert war. An seinen Füßen trug er Stiefel. Sein Erscheinungsbild ließ ein wenig an Forschungsreisende der Kolonialzeit denken. Es fehlte nur ein Gewehr oder ein Tropenhelm.

»Die Stadt verdunkelt sich, während das Diesseits immer heller wird«, sagte er, als er auf dem Hügelrücken stand und in die Ferne blickte.

Ich suchte nach den richtigen Worten, darüber grübelnd, was er mir eigentlich sagen wollte. »Weil es in unserer Welt immer greller und ausgeflippter zugeht, wird das Jenseits immer düsterer?«

Ich glaubte zu sehen, wie er stumm nickte.

»Aber für die meisten Menschen ist die Welt im Diesseits nicht grell und glücklich. Nicht wenn man in Somalia lebt.«

»Du kannst sicher sein, dass diese Menschen die Dunkle Stadt anders sehen«, erklärte er. »Es zählt nur, was du siehst und wer du bist. Woher du kommst und wohin du gehst.«

»Ich habe es mir anders vorgestellt«, flüsterte ich.

»Der Mensch kennt nur ein Ziel.« Seine Stimme berührte mich wie ein Windhauch, der aus der Stille der Nacht entsprang. »Wir wollen frei sein.«

Wir setzten unseren Weg fort. Akhanta ging schweigend voran. Mein Blick folgte nachdenklich der rhythmischen Bewegung ihrer nackten Fersen.

»Doch Freiheit ist ein grausames Schlachtfeld, denn der Feind ist für alle derselbe: die Angst«, fuhr Lichtmann fort.

»Ich habe mich selbst gesehen... Kurz... Es standen Menschen um uns...«

Er schwieg und ließ mich sprechen. Geduldig und leise nickend wartete er, bis ich meine gebrochenen Sätze hervorbrachte.

»Da... Da war Licht. Doch ich habe es beinahe vergessen. Und Lärm... Ich habe nie zuvor einen solchen Lärm gehört...«

»Und jetzt bist du hier«, sagte Paul Lichtmann alias Adam Kadmon. »Technisch gesehen habe ich dich getötet. So wird es zumindest in irgendeinem Polizeibericht stehen. Der unbekannte, psychisch gestörte Soziopath. Das ist vergleichsweise eine milde Beschreibung. Man nannte mich auch schon mal einen geisteskranken Sektenführer und verglich mich mit Radovan Karadžić.«

»Meine Klamotten sind die Pest«, wandte ich ein.

Der junge Mann grinste nur kalt.

»Durch Erfahrung und Willen sind sie veränderbar.«

»Veränderbar?«

»Wenn du es möchtest, kannst du hier alles verändern. Aber es gilt auch für die Folgen einzustehen, die daraus erwachsen.«

Plötzlich versank er in den eigenen Gedanken und sah mich dann etwas lebhafter an. »Seltsam, nicht wahr, dass ausgerechnet das Todesreich den Möglichkeiten des Nimmernimmerlands und des Wunderlands von Alice am nächsten kommt. Und dabei fürchten es die Menschen so. Ich war damals viel jünger als du. Praktisch noch ein Kind. Und als ich wieder ging, war ich erwachsen. Ich bin der einzige Mensch, der jemals im Jenseits erwachsen wurde.«

»Was ist sie eigentlich?« flüsterte ich und deutete auf unsere Kriegerin. »Sie ist nicht eine von euch, das habe ich verstanden.«

»Sie ist im Grunde aus demselben Holz geschnitzt wie die Monster, die dich hier angreifen können. Eine Reflexion deiner selbst. Wir nennen es eine *Imago*, eine jenseitige Illusion. Die Angorbestien sind *Imagos* deiner Angst. In deinem Fall offensichtlich eine akute Arachnophobie.«

»Was hat es mit diesen Sternschnuppen auf sich?« Ich deutete zum Himmel.

Er blieb stehen. Als Akhanta es bemerkte, hielt auch sie an und lehnte sich schweigend gegen ihren Speer.

»Menschen«, sagte Adam Kadmon. »Hier am Ende der Zeit durchwandern die Seelen von allen Seiten das Jenseits, um Thanatopolis zu erreichen. Dort erfahren sie Dinge, die mit ihren Erfahrungen im Diesseits korrespondieren, nur um ins nächste Leben weiterzuziehen. Zeit spielt dabei keine Rolle. Doch der Grund, warum du nun Zeit empfindest und die Seelen wie kleine Sternschnuppen wandern siehst, hat nichts mit dem Jenseits zu tun, sondern mit dem Bewusstsein des Menschen. Wir sind nun Anomalien. Wir schmuggeln etwas ins Jenseits, das dorthin nicht gehört: den menschlichen Geist. Darum sei achtsam mit allem, das du hier siehst, denn dadurch, dass es hier für den Geist nichts zu sehen gibt, besteht das meiste, das hier von dir gesehen wird, nur aus Bildern, die du selbst mitgebracht hast. Das macht diesen Ort nicht weniger real, doch man sollte sich dabei nicht wie eine Katze verhalten, die stundenlang mit ihrer Pfote gegen das eigene Spiegelbild stößt, da sie den Zusammenhang zwischen sich und der Reflexion nicht versteht.«

»Es ist nicht sicher hier«, sagte Akhanta, die sexy Imago. »Die Engel durchstreifen die *Megalopedia*.«

Adam Kadmon nickte und wir setzten unseren Weg fort.

»Das ist also der Grund, warum man dich und deine Leute töten will? Warum dieses Oktagon hinter dir her ist und dieses Kerygma?«

»Für die Kerygma-Gruppe bin ich der Antichrist und für die Oktagon Stiftung bin ich eine abnormale Anomalie der Natur, die erforscht und beseitigt werden muss. Die Liste der Leute, die mir an den Kragen wollen, ist noch länger. Der Vatikan, der CIA, der Mossad. Sie alle sind an der Aschewerding interessiert.«

»Aschewerding?« Ich blickte auf. »Ich habe Rufus Mahr das Wort sagen hören. Und im Internet fand ich einen Text, in dem es hieß, es sei ein Ritus...«

»Es ist kein Ritus, sondern eine Methode. So wie die Handlungen eines Schamanen mehr Methoden als Riten sind. Aschewerding ist das bewusste begehen des Todes, ohne die eigene Gedanklichkeit aufzugeben. Du erfährst sie gerade am eigenen Leibe, wenn auch ohne Leib. Hast du jemals das Tibetische Totenbuch gelesen?«

Ich schüttelte den Kopf und ahnte, dass ich das in der Gegenwart dieses Mannes noch oft tun würde.

»Körper — Geist — Seele. Das kennst du sicher«, fuhr er fort. »Der menschliche Geist ist wie ein Anteil am Gesamten. Er ist wie ein Lesezeichen in einem Buch. Wann immer du das Buch aufschlägst, liest du diese eine Seite und sagst: ja, das bin ich. Die restlichen Seiten empfindest du aber als unzugänglich. Nicht nur, dass wir uns schwertun, die anderen Seiten des Buchs zu lesen, wir ignorieren obendrein, dass die restlichen Seiten genauso viel mit unserer eigenen Geschichte zu tun haben, wie unsere eigene Seite. Verstehst du was ich meine?«

»Wir sind geistig alle verbunden und haben Anteil an derselben Sache, merken es aber nicht«, sagte ich brav, um ihm zu zeigen, dass ich nicht vollkommen schwer von Begriff war.

»Ja. Mit der Seele ist das aber ein wenig anders. Die Seele ist wie ein Partikel im Schweif eines Kometen. Einsam und doch in einer riesigen Gruppe. Die Seele existiert und doch existiert sie nicht. Sie ist wie das Elektron in der Naturwissenschaft. Ganze Industriezweige basieren auf der Nutzung des Elektrons, aber es hat noch nie jemand eins wirklich gesehen. Die Seele wurde vor langer Zeit abgesondert von etwas Größerem und streift seitdem zyklisch zwischen dem Diesseits und dem Jenseits. Auch die kleinste Seele im Universum ist ein Teil der Frage nach dem *Warum*.«

Ich sah mich um. Der Hügel, auf dessen Gipfel das von Säulen gesäumte Atrium stand, war schon recht weit entfernt. Thanatopolis, die Dunkle Stadt, befand sich dahinter und wurde von der einsamen Anhöhe verdeckt. Die Seelen drifteten weiterhin entschieden über dieses seltsame Himmelsgewölbe auf ein nun unsichtbares Ziel zu.

Vor uns war nur Einöde. Gerade noch erkennbar zeichneten sich am Horizont wilde Bergrücken ab.

»Im Tod verhält es sich so, dass diese virtuelle Verbindung aus Körper, Geist und Seele, die wir *Kombinat* nennen, aufgelöst wird. Zuerst löst sich der Körper, indem seine Organfunktionen versagen und das Gehirn die elektrische Aktivität einstellt. Die Seele beginnt sofort mit dem Drift ins Jenseits, ist aber noch immer mit dem Geist verbunden, den man sich nicht als eine Entität vorstellen darf, sondern eher als einen Zustand, als eine Verbindung zu einem kollektiven Bewusstsein. Deshalb können sich einige Menschen an Nahtoderfahrungen erinnern. Was sie jedoch ›sehen‹, ist noch immer das Diesseits. Häufig beginnt sich spätestens hier der Geist von der Seele zu lösen. Bei einigen Seelen ist die Bindung an den Geist jedoch stärker. Du weißt aber nun aus eigener Erfahrung, dass all diese Verben und Substantive vollkommen unzureichend sind, um es zu beschreiben. Dein Geist hat es gefühlt.«

»Und dann kommt der Lärm...«, wandte ich leise ein.

»*Klänge, Lichter und Strahlen*«, rezitierte Adam Kadmon. »*Sie jagen einem Schauer ein, ängstigen und erschrecken und verursachen große Müdigkeit.* Die Worte des *Bardo Thödol*, des Tibetischen Totenbuchs. Die Seele passiert auf ihrem Weg einen Zustand, einen *Vortex*, der sich dem Geist als ein entsetzliches Getöse offenbart. Das Gefühl von Zermalmtwerden, die Wahrnehmung von Lärm, Blitzen und Erschütterung. Spätestens an dieser Stelle befreit sich die Seele von dem seltsamen Konstrukt, genannt Geist, den wir aber lieber *Gedanklichkeit* nennen. Diese Verdichtung an Informationen, die so intensiv ist, dass sie ein Ego besitzt und ein Gefühl von Zeit. Das Ironische ist natürlich, dass alles um den Geist von ihm selbst produziert und wiederum zensiert ist. Auch der Vortex ist in seiner empfundenen Ausprägung nur das, was der Geist sehen und wahrnehmen will.«

»Und der Geist kommt am Vortex niemals vorbei?«

»Wenn es nur so wäre. Diese Sachen passieren doch ständig«, erklärte er und wirkte nun wie ein U-Bahn-Kontrolleur, der über Schwarzfahrer spricht.

»Das verstehe ich nicht«, gab ich zu.

»Schon mal von Leuten gehört, die mit irgendwelchen Wellenempfängern verzerrte Stimmen aus dem Jenseits fischen? Oder von all diesen Spiritisten, die mit Hilfe von ominösen Ouija-Brettern oder Weingläsern Botschaften von Verstorbenen empfangen können?«

Ich nickte.

»Sie haben alle recht. Nur leider ändert das wenig daran, dass sie Narren sind, die nichts verstanden haben. Ein vorhandenes Seele-Geist-Kombinat im Jenseits ist ein Unglück und keine Quelle spiritueller Ratschläge. Bei Menschen, deren Todesart schnell und ungewöhnlich war, kann es vorkommen, dass der Geist die Möglichkeit des Todes gar nicht akzeptiert. Jene Menschen streifen in dieser trostlosen Landschaft umher, ahnungslos darüber, was mit ihnen geschah. Unfreiwillig und verwirrt haben sie das erreicht, was wir mit Hilfe von Thanatol herbeiführen — ein gewisser Anteil ihres Geistes haftet noch an ihrer Seele. Die Verbindung zum Bewusstsein ist bei ihnen noch nicht durchtrennt. Diese Wesen sind in keiner Weise geeignet, jemandem im Diesseits Ratschläge zu erteilen oder die Zukunft vorauszusagen. *Sie* sind die Hilfsbedürftigen und können wenig tun für die absurden Spiritisten im Diesseits, die versuchen, aus ihnen das eigene Todesdatum raus zu quetschen.«

»Es gibt noch so viel, das ich fragen möchte«, stöhnte ich und runzelte nachdenklich meine eigentlich nicht mehr vorhandene Stirn.

Wir waren stehengeblieben und ich starrte misstrauisch auf das seltsame Objekt vor uns. Inmitten der kargen Ebene befanden wir uns plötzlich vor einem Kanaldeckel. Es war nicht irgendein Kanaldeckel. Es war mein Kanaldeckel. Ich erkannte ihn sofort.

»Was ist das hier?« fragte ich verstört.

»Deine Imago«, sagte Adam Kadmon, während Akhanta bereits ihren Speer in eine der Spalten in dem Gullydeckel schob. Sie öffnete ihn mühelos. »Deine eigene virtuelle Realität.«

»Ich war noch ein Kind«, murmelte ich und starrte misstrauisch in das surreale, dunkle Loch inmitten der Wüste.

»Es gibt drei Arten von Bildern, die sich im Jenseits reflektieren«, erklärte er. Akhanta war bereits in der Öffnung verschwunden. »Die Angst, die Sehnsucht und das Versäumnis. Das hier fällt vermutlich unter die Versäumnisse. Richtig?«

»Ich glaube, das fällt unter alle drei«, entgegnete ich halblaut.

Der junge Adam Kadmon verzog die Mundwinkel und folgte ihr. Ich sank auf mein Knie und sah ihnen zaghaft hinterher, während sie an den Metallspalten immer tiefer kletterten. Ich dachte daran, dass man mit Leuten, die man kaum kennt, nicht in dunkle Schächte klettern sollte. Ein infantiler Gedanke an dieser Stelle.

Dann sah ich unten ein blasses Licht erstrahlen. Ich griff nach der ersten Leitersprosse. Als ich einen Meter tiefer war, packte ich den Kanaldeckel und zog ihn ächzend wieder über das Loch. Die Aussicht auf einen einsamen Arachnid, der uns in den Schacht hinterher stiefelte, war noch unvorteilhafter, als die klaustrophobische Atmosphäre des Kanals.

»Warum muss das Ding so viel wiegen, wenn das hier das Jenseits ist?« wettete ich, während ich nach unten kletterte.

»Weil du es so willst«, erklang Adam Kadmons Stimme, nun schon ganz nahe.

Ich kam unten an. Sie saßen auf dem Wasserrohr, das hier durch den Tunnel führte und musterten mich schweigend, wie zwei Bergwanderer, die zwar geduldig, doch auch leicht genervt auf einen erschöpften Nachzügler warten.

Akhanta trug eng um den Hals eine Art Stein oder Brosche, aus der in Blau dieses schwache, jedoch beständige, diffuse Licht strahlte.

»Das wird sicher interessant«, sagte Adam Kadmon geheimnisvoll. »Gehen wir.«

Wir schlichen im Gänsemarsch durch den Tunnel, leicht gebückt, um nicht mit dem Kopf anzustoßen. Als ich das letzte Mal durch diesen Gang marschierte, konnte ich noch aufrecht gehen.

»Eine Sache finde ich irritierend«, sagte ich und räusperte mich.

»Und die wäre?« fragte Adam über die Schulter, ohne anzuhalten.

»Ist das mit diesen Angorbestien nicht etwas trivial? Ich meine, das hier ist das Jenseits. Die Antwort auf die Frage nach allem. Und was tut es als erstes? Es funktioniert als Verstärker meines Unbehagens vor Krabbeltieren.«

»Das Jenseits ist nicht die Antwort auf die Frage nach allem. Und es ist wie eine Zwiebel«, erwiderte Adam. »Am Anfang kommen die banalen Sachen, am Ende die Tiefen der eigenen Psyche. Das Jenseits fühlt sich für einen Besucher stets an, wie ein Popcorn-Film, der immer mehr zu einem Ingmar-Bergmann-Ehedrama mutiert.«

Ich spürte, dass wir auf dieser transgressiven Achse zwischen dem Prosaischen und dem Profunden auf halber Strecke waren. Ich behielt recht, denn nur wenige Augenblicke später tauchte vor uns eine Szenerie auf, die mir sehr vertraut war.

Wir erreichten eine Kreuzung, und ich sah nur wenige Schritte entfernt, in dem deutlich höheren Gang zu meiner Rechten, den angeketteten Mann und seinen Peiniger. Akhanta blieb zurück, während Adam Kadmon näher trat, um die Imago zu studieren.

»Was sehen wir hier?« fragte er.

Ich starrte konsterniert auf die unwirkliche Darbietung und brachte kein Wort hervor.

»Das ist der Grund, weshalb wir hier sind«, erklärte Adam Kadmon streng. »Ich mache das hier nicht zum Vergnügen. Wir sind hier, um die Wahrheit über dich zu erfahren.«

Ich blickte ihn besorgt an und entsann mich seiner Worte im Krankenhaus, als er mich daran erinnerte, dass wir keine Kumpels sind. Zumindest konnte ich ihm nicht vorwerfen, dass er mich belog.

»Das hier ist... Das habe ich als Kind gesehen«, flüsterte ich. »Ich war in einen Kanal geklettert...«

»Dieser Mann hier«, sagte Adam und deutete auf den Folterer, »ist Tristan, einer meiner engsten Mitarbeiter und ein treuer Freund. Genauer gesagt ist das hier seine Spiegelung. Sie zeigt ihn so, wie er in den frühen Achtzigern aussah, wie du ihn gesehen hast.«

Die geisterhafte Replik, die nun auf den Namen Tristan hörte, griff sich wie damals das schlanke Messer und schnitt dem blutenden Kerl einen Finger ab. Ich presste meine Hände gegen die Ohren, um das Geschrei nicht zum zweiten Mal hören zu müssen.

Tristan riss an den verklebten Haaren des Mannes und starrte ihm aus nächster Nähe ins Gesicht. Wir waren für ihn nicht vorhanden

»Fila vidakóme? Fila vidakóme?« schrie er ihn an.

»Das kannst du besser«, raunte mir Adam Kadmon zu. »Ich höre nur eine Art Rauschen, wenn er schreit.«

»Was kann ich besser?« entgegnete ich ratlos.

»Es ist offensichtlich, dass du zu dem Zeitpunkt noch kein Deutsch gesprochen hast. Die Worte von Tristan sind dir nur als ein phonetischer Brei im Gedächtnis geblieben. Du hast nie versucht, sie später zu verstehen? Verbinde doch ab und zu mal die Zahlen mit Linien, Junge... Für dich. Ich weiß, was die Worte bedeuten. Ich habe vor anderthalb Jahrzehnten den Bericht dazu gelesen.«

Damit hatte er recht. Damals, mit elf Jahren, kam das einzige Deutsch, das ich kannte, aus sowjetischen Filmen über den Zweiten Weltkrieg. Und dort sagten die SS-Männer selten mehr als *Ihrre Papierrre!* oder *Halt, stehen bleiben! Oder ich schieße!*«.

Ich sah das Abbild von Tristan an. Er erschien mir nun viel kleiner als damals, doch die Szenerie hielt mich noch immer fest im Bann.

»Will er wiederkommen?«, murmelte ich. »Will er wiederkommen?«

Tristans kurze Haare und der dünne Bart sahen genauso aus, wie damals, in 1981, ähnelten jedoch in keinsten Weise dem Mann, den ich auf dem Pasinger Bahnhof sah. Er ging an uns vorbei, als wären wir Luft und blieb an einer Abzweigung stehen. Er führte einen Jungen heraus und umklammerte mit seiner mächtigen Hand dessen zierliches Genick.

Ich beobachtete das Kind und versuchte verkrampft den Gedanken zuzulassen, dass ich mich selbst sah. Ich bemerkte, wie sich in Sekundenschnelle die Jeans des Kindes entlang der Oberschenkel verdunkelte und der feuchte Fleck wie ein Tintenkleks wuchs.

Wie in einem Theaterstück, das ich bereits kannte, zog nun Tristan erwartungsgemäß eine große Pistole hervor und drückte sie dem angeketteten Kerl gegen die Stirn.

»Vivenden ak ondi fende«, sagte er zu ihm mit kalter Stimme.

»Wir werden ihn auch ohne dich finden«, interpretierte ich und zitterte dabei am ganzen Körper. Der Schuss krachte, doch im Gegensatz zu damals hallte er

nicht in den Gängen, sondern klang dumpf und trocken. Ich fühlte mich nun endgültig wieder wie der kleine Junge, der sich gerade das Trauma fürs Leben abholt.

»Der andere Mann hieß Libor Smutný«, hörte ich Adam Kadmons Stimme. Sie klang aus der Dunkelheit wie der Kommentar bei einem Diavortrag. »Er gehörte der *Loge 1912* an, jener Gruppe aus dreizehn Mitgliedern, die aus dem Hintergrund das Kerygma kontrolliert. Neben Locartes war er einer der wenigen Führer der Gruppe, den wir je zu Gesicht bekamen. Locartes, einer der Begründer des Kerygma, starb in den Sechzigern. Es waren uns Dinge zu Ohren gekommen. Dinge, die Fragen über das Ableben von Locartes aufwarfen. Fünfzehn Jahre später gelang es Tristan in Prag, eine Autokolonne anzugreifen, die Libor Smutný zum Flughafen fuhr. Tristan verlor dabei fünf Männer und Frauen. Zwei an den Tod. Drei konnten sich in die Aschewerdung retten. Er schleifte den verletzten Smutný in den Kanal und verhörte ihn.« Adam Kadmon schwieg kurz, in Erinnerung schwelgend. »Wir hatten einen hohen Preis bezahlt... Für nichts.«

Dann blickte er zu mir und nickte leicht.

»Tristan hatte mir von einem Jungen berichtet, der ihm unten im Kanal begegnet war. Und jetzt... Jetzt sind wir hier. Ich hoffe du hast deinen Glauben an Zufälle auf dem Dach des Krankenhauses gelassen.«

Ich sah hoch und bemerkte, dass die gesamte Imago verschwunden war — der kleine Jan-Marek, Tristan, der tote Libor Smutný. Der Gang schien nur noch zwanzig Schritt weiterzuführen. Von dort drang blasses Licht hinein.

Lichtmann nickte Akhanta zu. Ich folgte den beiden. Als wir das Ende des Gangs erreichten, stockte mein nicht vorhandener Atem erneut. Der Kanal mündete im Nichts! Wir standen vor einem Abgrund, inmitten einer Felswand, und der Weg nach unten konnte leicht einen Kilometer lang sein. Die Talsohle verlor sich unsichtbar in der Dunkelheit. Die gegenüberliegende und kaum erkennbare Wand befand sich mindestens drei oder vierhundert Meter entfernt. Ich griff instinktiv nach dem Fels zu meiner Rechten, um besseren Halt zu haben, und schloss die Augen. Es verursachte mir tiefstes Unbehagen, in diesen Abyssos hinein zu starren.

»Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehen, dass er nicht dabei zum Ungeheuer wird. Und wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein«, sprach Adam Kadmon.

»Habe ich schon erzählt, dass ich ziemliche Höhenangst habe?« flüsterte ich.

»Friedrich Nietzsche«, sinnierte er weiter, ohne auf mich einzugehen. »Würde man in der menschlichen Geschichte fünf Geister wählen, die es verdient hätten, ewig zu leben, wäre Nietzsche stets dabei.«

»Aber wer will schon ewig leben, nicht wahr?« rief ich nervös, während meine Finger einen Felsvorsprung umklammerten.

»Was ist also deine Geschichte?«

Adam Kadmon stand lässig neben mir, am Rande des gigantischen Abgrunds und beobachtete die Felsen, die sich auf der gegenüberliegenden Seite in der Dunkelheit auflösten. Er schien mein Unbehagen zu genießen. Akhanta hatte sich ebenfalls am Felsrand postierte und lehnte sich gleichgültig gegen den kalten Stein.

»Meine Geschichte?« fragte ich, den Wind der Veränderung nicht spürend.

»Ein Kind klettert neugierig in einen Kanal«, erzählte Adam Kadmon, als handle sich um einen Urlaubsanekdote. »Und wohnt dort zufällig einer Exekution bei, die Tristan an einem leitenden Mitglied der Kerygma-Gruppe ausführt. Ein Zufall. In Ordnung.«

Er sah mich nun durchdringend an.

»Dasselbe Kind schleicht sich — inzwischen erwachsen — zehn Jahre später, in einem anderen Land, in den Keller des eigenen Mietshauses, um dort eines der sechs Hauptquartiere der Kerygma-Gruppe zu entdecken. Ein Zufall? Nicht doch.«

»Ich wusste das alles nicht«, erwiderte ich. »In Prag wusste ich nicht was ich sah und in München auch nicht.«

»Und als der junge Mann dann die Flucht antritt, bricht das komplette Chaos aus. Das Kerygma schickt seine besten und ganz sicher teuersten Schergen los, das Oktagon ist sofort zur Stelle und wir...« Er lächelte kalt. »Wir wollen natürlich auch ein Stück vom Kuchen. Nur wie der Kuchen schmeckt, kann ich noch immer nicht sagen.«

»Ich verstehe es auch nicht...«, sagte ich. »Ich bin da irgendwie hineingeraten...«

»Ich habe den Stunt auf dem Krankenhausdach nicht deshalb gemacht, weil wir alle deine Fans sind, Jan-Marek. Zeit für eine Runde Erleuchtung. Die Aschewerdung ist ein aufwendiger Akt, der oft Dinge noch komplizierter macht. Niemand geht leichtfertig in die Spiegel. Doch ich konnte nicht riskieren, dass das

Oktagon dich in die Finger bekommt. Teiresias, der Seher, hat mich davor gewarnt.«

Ich kam mir vor, als läge ich irgendwo auf einer schmutzigen Matratze inmitten einer abgestürzten Party, mit einem Gehirn, das hoffnungslos versucht, den Mix aus MDMA, THC, LSD, Morphin und Alkohol zu entwirren. Doch ich wusste zugleich, dass ich nicht trippte. Dieser Augenblick war nicht real, er war die Wirklichkeit. Und das machte mir Angst.

Plötzlich spürte ich Adams Hand an meinem Nacken. Sein Griff wurde fest, und bevor ich mich versah, schwebte mein Oberkörper über dem Abgrund, während meine Füße an dem Felssims nach Halt suchten und sich verzweifelt gegen die Gravitation wehrten.

»Also noch mal«, zischte Adam Kadmon, von dem sämtliche Freundlichkeit gewichen war. »Gibt es in diesem verworrenen, faulen Geist irgendeine Information oder Erinnerung, die mir helfen könnte zu verstehen, wie das alles zusammenhängt?«

Ich atmete nur vorsichtig aus und sah zur Seite in den sagenhaften Abgrund.

»Ich höre!« rief Adam Kadmon.

Plötzlich begann eine Ahnung in mir aufzusteigen. Er hatte recht. Es gab etwas, das er nicht wusste. Etwas, das ich nur einem Menschen erzählt hatte und dieser Mensch war tot. Etwas, das erst nach meinem düsteren Erlebnis im Kanal begonnen hatte. Er wusste von meinen Hyper-Albträumen nicht.

»Wie könntest du mich töten? Ich bin doch schon tot«, raunte ich ihm panisch zu. Ich fing den unsicheren Blick von Akhanta auf, die zwischen Adam Kadmon und mir hin und her sah.

»Sehr schlau, Sportsfreund«, erwiderte er sarkastisch und schüttelte mich. »Was glaubst du wäre passiert, wenn dich die Arachnide erwisch hätten? Sie hätten den Geist deiner Seele entrissen, so wie es ein Sturz aus dieser Höhe tun würde. Dann wärest du nur noch eines dieser kleinen, belanglosen Lichter über dir. Deinen Körper kannst du hier nicht töten, denn du hast keinen mehr. Aber dein eingeschmuggelter Geist, der ist fällig. Warum denkst du gehen wir den Engeln aus dem Weg? Du wirst schon bald mindestens dreißig Sekunden freien Falls vor dir haben, um über die tödliche Funktion von Angst im Jenseits nachzudenken.«

Während ich mit dem Rücken über dem Abgrund hing, wanderten hoch über mir unaufhaltsam Millionen Sternschnuppen. Seelen all jener Menschen, die an Alter, Krankheit, Krieg, Unfall, Mord oder Suizid gestorben waren. Erlöst oder gescheitert.

»Akhanta!« rief ich erstickt. »Du sollst mich doch beschützen.«

»Er hat recht«, sagte sie plötzlich und drückte die Spitze ihres Speers gegen Adam Kadmons Hals. »Ich muss tun, was ich tun muss. Denn ich bin, was ich bin.«

»Denn die Schatten haben dich so gemacht«, sagte ihr Adam Kadmon leise und zog mich wieder in die Vertikale zurück.

»Sie ist genauso wankelmütig wie alle deine Bedürfnisse«, schnaubte er angewidert.

»Ja, aber wir sind zwei gegen einen«, wandte ich in einem überaus gespielten Anfall von Selbstbewusstsein ein, während Akhanta langsam die Speerspitze von Adams Nacken nahm, doch weiterhin in einer Angriffspose verharrte.

»Ihr könnt mir wenig anhaben«, sagte Adam Kadmon, hob aber anerkennend die Augenbrauen. »Dennoch ein bemerkenswerter Schachzug. Du bist doch nicht nachtragend, oder?«

»Einmal in den Abgrund gestoßen zu werden, reicht mir erst mal«, erwiderte ich.

Plötzlich breitete Adam Kadmon die Arme aus und stieß sich von dem schmalen Sims ab. Doch statt in die Tiefe zu stürzen, blieb er auf meiner Augenhöhe schweben, mit dem Abgrund unter seinen Füßen.

»Derjenige, der erkennt, dass die Welt nur aus Bildern besteht, kann sie auch verändern. Ich bin im Jenseits aufgewachsen. Ich bin hier das geworden, was ich bin. Glaubst du wirklich, du kannst mich hier bekämpfen?«

Ich starrte ihn nur an und schwieg. Ihn so zu sehen löste ein Schwindelgefühl in mir aus. Ich taumelte einen Schritt nach hinten und tastete wieder blind nach dem Fels, um besseren Halt zu haben.

Akhanta schien das alles deutlich weniger zu beeindrucken als mich. Sie beobachtete Adam Kadmon ausdruckslos und zielte vorsichtshalber mit dem Speer auf ihn.

»Ich gebe zu, es war unfair, dich über den Abgrund zu halten«, sagte der junge Mann und drehte sich einmal kurz um seine Achse. »Aber ich dachte, etwas gesunde Angst würde dich motivieren.«

»Motivieren wozu?« brach es aus mir heraus.

Er nickte nachdenklich.

»Also gut. Ich sag dir, was wir machen. Du folgst deiner so getreuen Imago in die Stadt hinein. Sie kennt viele Wege dorthin, und sie weiß, wie man von Engeln unbemerkt bleibt. Ich werde nicht mit euch gehen...«

»Was muss ich tun?«

Ich war in der Tat auf seine Antwort gespannt. Seit meiner Ankunft hier war ich so sehr von den Eindrücken überwältigt, dass ich über eine Rückkehr noch nicht viel nachgedacht hatte.

»Komm mit«, sagte Adam Kadmon trocken. Dann streckte er seine Arme und seine Finger von sich und fing langsam an weg zu driften. Unter ihm begann eine schmale, schlichte Brücke zu entstehen, die über die Schlucht führte. Akhanta machte es mir vor und trat selbstbewusst auf den engen Steg, der wie Marmor aussah. Ich folgte ihr, während sich mein Magen verkrampfte, da nur einen halben Schritt links und rechts von meinen Füßen der mächtige Abgrund gähnte. Während wir gingen, verlängerte sich die Brücke immer weiter, nur wenige Meter vor uns. Sie war leicht gebogen, so dass wir zuerst etwas bergauf gingen. Ich wagte es kaum, von meinen Füßen hochzublicken, doch sah ich bereits, dass auf dem Zenit des Brückenbogens eine größere Plattform am Entstehen war.

Als ich sie erreichte, befanden wir uns über der Mitte des Abgrunds, doch mit festem Boden unter den Füßen. Über uns schwebte eine altmodische Leuchttafel mit der Aufschrift »El Corazón«. Die Plattform war an die zehn Schritt breit und mindestens zwanzig lang. Zu meinem Erstaunen begannen um mich herum Gestalten zu erscheinen. Möbelstücke traten aus dem Nichts hervor und nur einige Gedanken weiter befand ich mich inmitten eines Cafés. Über unseren Köpfen war das Jenseits, mit seinen unzähligen Seelen auf dem Strom der Bestimmung, doch um mich herum waren die Dreißiger Jahre, aus denen rätselhafte Gesichter auftauchten. Ich trat schnell beiseite, um einem tanzenden Paar Platz zu machen. Und ich hörte Musik. Unerwartet durchschnitt sie dieses akustische Vakuum. Es war ein alter Song. Ich kannte ihn von meinem Vater. Ein Tango von Carlos

Gardel. Ich erinnerte mich deutlich an die Schallplatte, die meinem Vater die wertvollste war. Schwerer Schellack, etwas kleiner als die Alben der Nachkriegszeit. Das Label in der Mitte der Scheibe war rot und mit goldenen Lettern bedruckt. Der Schriftzug »*ODEON — Fabriqué en France*« fiel mir wieder deutlich ein und die zwei alten Briefmarken, die auf dem Label klebten.

An der hinteren Wand des Cafés saß ein Mann auf einem Stuhl. Er trug einen altmodischen Anzug und eine gepunktete Fliege. Seine Haare waren dunkel und mit einer Pomade glattgekämmt. Zwischen seinen Knien klemmte eine spanische Gitarre. Ich erkannte sein Gesicht sofort von der Schallplattenhülle meines Vaters. Er war die Musik.

Mein Vater hatte mir mal erzählt, wie Carlos Gardel 1935 bei einem Flugzeugunglück gestorben war und dass sich deshalb Menschen in Lateinamerika das Leben genommen hatten. Vielleicht waren das jene Menschen, die nun um uns waren.

Es waren Gäste, die an den Tischen saßen und den Tanzenden auf der Tanzfläche zusahen. Adam Kadmon nahm lässig Platz an einem freien Tisch und deutete mir, es ihm gleichzutun.

»Adiós muchachos, compañeros de mi vida«, hörte ich den große Milongero mit sanfter Stimme eröffnen.

Plötzlich wurde mir klar, dass ich so oft Schlechtes über meinen Vater dachte und tatenlos unser Verhältnis begrub, in der festen Überzeugung, dass Väter kein Gespür für den Puls der Zeit haben. Doch jemand, der Carlos Gardel liebte, konnte weder schlecht sein, noch verdiente er es, an der zickigen Hysterie der Neuzeit gemessen zu werden. musste ich erst das Jenseits betreten, um dies zu erkennen?

Akhanta blieb misstrauisch am Eingang des Cafés stehen und beobachtete uns starr. Ähnlich wie ich wirkte sie hier fehl am Platz und falsch gekleidet. Wir befanden uns nun im Lichtmannschen Universum. In seinen Imagos.

»Dein Körper ist auf dem Parkplatz vor dem Krankenhaus zerschlagen«, entzog mich Adam Kadmon meinen Gedanken. »Diesen Teil der Aschewerdung nennen wir das *Artificium*. Es ist kein Selbstmord, auch wenn die im Diesseits es meistens so einschätzen. Das *Artificium* befördert dich hierher. Doch um geistig unversehrt zurückzukehren, ist es nötig, tief in die Trickkiste der Schatten, der *Inferni* zu greifen, die vor Jahrtausenden das Jenseits gestaltet haben. Es gibt hier

ein Überbleibsel der alten Tage, des *Ersten Zeitalters*, als die Inferni das Jenseits beherrschten. Sie heißt *Apythia* und sie ist das Tor zum Diesseits. Hast du jemals die zweite Tarotkarte gesehen?«

Ich war mir nicht sicher.

»Nun, sie ist eine etwas entartete Version davon...«

»Und sie schickt uns zurück?«

»Das Geheimnis der Aschewerdung besteht darin, dass du von jedem lebenden Menschen, der auf der Welt wandelt, Besitz ergreifen kannst. Du kannst seinen Körper beanspruchen, seine Gedanklichkeit ablösen und seine Seele ins Jenseits schicken. Hierher.«

»Du tötest bei der Rückkehr Menschen?« Ich hatte keine solche Wende erwartet.

»Beruhige dich. Es ist nicht ganz so dramatisch. Doch dafür viel spannender. Es wird dir gefallen.«

Er bestellte einen Wein und es war mir vollkommen unklar, weshalb jemand ein Glas Wein im Jenseits bestellen sollte, da es doch offensichtlich nur ein Phantasieprodukt war.

»Ich nehme an, der Wein hat keinen Geschmack«, wandte ich ein.

»Sprich nur für dich selbst«, erwiderte Adam Kadmon und verzog überheblich den Mundwinkel.

»Apythia geht den Weg der geringsten spirituellen Reibung«, setzte Adam Kadmon seine Ausführungen fort. »Sie ordnet uns zu, wo und in wem wir wieder erscheinen. Sie ist ein Orakel. Viel mehr ein Anti-Orakel. Sie weissagt nicht deine Zukunft, sie macht deine Zukunft. Ein grausames Biest, mit unerfreulichem Humor. Eine Kreatur, die älter ist, als die alten Kulturen. Aber sie hat noch nie über die Stränge geschlagen. Sie erwartet eine Frage. Und sie beantwortet jede Frage. Doch von der Art der Frage leitet sie die Art deiner neuen Erscheinung ab.«

»Also kann man es sich nicht aussuchen, wie man wieder ins Diesseits zurückkehrt?« fiel ich ihm ungeduldig ins Wort.

»Sie sorgt dafür, dass wir immer nur in Avataren auftauchen, die dem Tode geweiht sind. Wir betreten ihren Körper, nur kurz bevor sie ihn *vor ihrer Zeit* verlassen.«

»Avatare...?«

»Wirtskörper. Weißt du, wer Charon ist?«

»Ist das nicht ein Fabelwesen? Pferd mit Menschenkopf. In den Griechischen Sagen.«

Adam Kadmon ließ kurz einen gelangweilten Blick über den zerfurchten dunklen Canyon gleiten und lehnte seinen Ellbogen gegen das Geländer am Rande der Plattform. »Das war Chiron, du Anarch. Ich meine Charon, den Fährmann.«

Es dämmerte mir. »Man musste ihm eine Münze geben, damit er einen über den Fluss nahm...«

»Styx«, fügte Adam Kadmon an.

»Darum haben doch die Griechen und Römer den Toten Münzen auf die Zunge oder auf die Augen gelegt.«

»Es ist der Preis. Der Preis, den man zahlen muss. Heute wird das missverstanden und etwas zu wörtlich genommen. Aber es ist ein Gesetz des Ausgleichs. Die Spiegelwelt. Die Kräfte müssen in Balance gehalten werden.«

»Ich kapiere noch immer nichts«, meinte ich verwirrt.

»Balance ist die Antwort«, fuhr Lichtmann fort. »Das Diesseits ist hell, das Jenseits dunkel. Wird das Diesseits dunkler, wird das Jenseits heller. Ich glaube, während des Hundertjährigen Kriegs im Mittelalter, als aller paar Jahre der Schwarze Tod durch die Städte zog, war das hier ein recht annehmbarer Ort. Eine echte Partymeile.«

Während Adam Kadmon mit seinen Belehrungen fortfuhr, begann es mir langsam zu dämmern.

»Eine Münze — eine Überfahrt«, erklärte er theatralisch und bedankte sich mit einem knappen Kopfnicken für den servierten Wein. »Wie hoch ist der Preis, den du für deine Rückkehr zahlen willst? Wenn du so wenig wie möglich Energieausgleich zwischen hier und dort auslösen willst, ist es geraten, in jemanden zu treten, dessen Tage ohnehin gezählt sind. Du stiehst von diesem Menschen nicht sein Leben, sondern seine letzten Atemzüge.«

»Apythia sucht also einen sterbenden Menschen für mich aus?«

»Ja. Menschen kurz vor ihrem Tod. Menschen, die auch ohne deinen Eingriff sterben werden. Nur Sekunden oder Minuten später. Du hast keine andere Wahl, als es anzunehmen. Außer du möchtest hierbleiben.«

»Wache ich da in Krankenhäusern auf, mit einem Körper voller Metastasen?«

»Nein. Denn ich sagte *vor ihrer Zeit*. Krankheiten sind kein unnatürlicher Tod. Krankheiten kommen nicht *vor ihrer Zeit*. Niemals. Das kommt den Menschen nur so vor, weil sie für ihre Erkrankungen immer die Außenwelt verantwortlich machen möchten. Du kannst bei der Aschewerdung nur an Linien anknüpfen, die im Begriff sind, unterbrochen zu werden. Gewaltsame Brüche des Schicksals. Futurologen würden hier von *Wildcards* sprechen. Das Kerygma nennt sie *fatumale Anomalien*. Für uns sind sie Chancen, den Tod zu überwinden.«

Langsam begriff ich. Es begann Sinn zu ergeben.

»Also reinkarniert ihr in Menschen, die — ohne es selbst zu wissen — nur wenige Augenblicke vom eigenen plötzlichen Tod entfernt sind?«

»Gut aufgepasst«, lobte mich Adam Kadmon. »Das ist nicht unsere Idee und offensichtlich auch nicht die der Schatten. Es ist ein spiritueller Mechanismus, den es schon immer gab und der schon immer gelegentlich Verwendung fand. Im Englischen wird er oft als *Walk-In* bezeichnet. Es heißt, ein höheres Wesen kann die orientierungslose Seele eines unerwartet Sterbenden retten, indem es sie dem Körper entzieht und ins Jenseits schickt, während das Wesen selbst den Leib des Betroffenen annimmt. Der Trick bei uns ist, dass wir keine höheren Wesen sind und es dennoch können«, fügte er mit einem sarkastischen Lächeln hinzu. »Auf jeden Fall sind wir diskreter. In den alten Tagen zogen viele solcher Körperbegehungen durch höhere Wesen all jene kurzweiligen Freizeitbeschäftigungen des Priesterstands nach sich, wie Exorzismus und Inquisition. Aber auch die Hindus berichten von *Walk-Ins*, bei denen Götter Besitz von Körpern nahmen. Und stets sind es Sterbende oder gerade Verstorbene, die als Brücke zwischen Jenseits und Diesseits dienen, zwischen dem Hier und dem Dort. Intakte Körper.«

»Wie viele Atemzüge kann man sich da erkaufen?«

»Nicht viele. Ich sagte doch, Apythia ist ein zynisches Miststück. Es sind manchmal nur Sekunden. Wir sprechen von Autounfällen, Schiffsunglücken, Morden. Das volle Programm. Das Gesetz dieses Universums lautet: Information ist alles. Information im Wasser, in der Luft, in unserem Immunsystem, in einem DMT-Molekül«, referierte er und schnipste energisch mit den Fingern, als würde er gerade in einem Werbespot spielen. »Der vorherige Wirt des Körpers hat zumeist

keine Ahnung, dass er in wenigen Sekunden stirbt. Du schon. Du hast die eine Information, die er nicht hat. Wende das Unglück ab und der Avatar gehört dir.«

»Und wenn ich es nicht schaffe, den Tod abzuwenden?«

»Dann stirbst du nur Sekunden später wirklich. Keine Aschewerdung, kein Artificium. Einfach nur der Tod. Niemand wird jemals erfahren, dass die letzten Sekunden im Leben des Unfall- oder Gewaltopfers ein anderer seine leibliche Hülle bewohnte. Also wenn es so weit ist, und du die Augen öffnest und die vertraute Welt des Diesseits um dich siehst, fange nicht an zu jauchzen und zu frohlocken, denn es bedeutet nur, dass der Tod ganz nahe ist. Nichts verlangt mehr Aufmerksamkeit, als die Wiederankunft.«

Ich nickte vor mich hin. Es schien, als ob der Tritt ins Leben nicht leichter werden sollte, als der Tritt aus dem Leben hinaus.

»Was geschieht mit den Menschen, deren Körper wir besetzen?«

»Wir wissen es nicht genau. Die naheliegende Annahme ist, dass sie in den natürlichen Kreislauf der Seelen gelangen. Sie werden zu jenen Sternschnuppen, die hier unentwegt über den Himmel driften, zur Spitze des Turms. Wir stehlen ihnen Sekunden oder Minuten ihres Lebens. Wir stehlen ihre Körper. Doch wir ersparen ihnen zumeist das minutenlange Sterben in einem zerfetzten Auto am Rande der Autobahn. Wir ersparen ihnen, in den Lauf einer Schusswaffe zu blicken, mit der ein Mörder ihnen ins Gesicht zielt. Wir können ihnen den Tod nicht ersparen, doch das Sterben durchaus. Und glaube mir, die meisten Menschen fürchten den Tod nicht. Sie fürchten nur das Sterben.«

Bei ihm klang das in der Tat wie eine noble Freizeitbeschäftigung von Philanthropen.

»Mi cuerpo enfermo no resiste más«, klagte Gardel unterdessen von der kleinen Bühne, während seine Finger über den Saiten der Gitarre tanzten..

»Ihr seid also sterblich«, wandte ich ein.

»Natürlich. Jede Ähnlichkeit mit Göttern ist rein zufällig«, erklärte Adam Kadmon und lächelte mich spöttisch an. »Wir sind von Müttern geboren. Richte im Diesseits eine Pistole auf mich, drücke ab, und ich werde verenden, wie jedes andere Tier. Ich werde als ein ahnungsloses Kind wiedergeboren werden und die Linie der Lux Aeterna wird unterbrochen sein.«

»Wer sind dann die Inferni?«

Adam Kadmon sah mich einen Moment lang schweigend an. Seine Augen schienen mich zu durchbohren.

»Die Inferni sind so etwas wie unsere Auftraggeber.«

»Engel sind es offensichtlich nicht...«, wandte ich ein, gewahr der Tatsache, dass seit unserer Ankunft Akhanta und Adam Kadmon alles nur erdenkliche getan hatten, um von den Engeln unentdeckt zu bleiben. Ich hatte schon zuvor begonnen zu ahnen, dass meine einzigen beiden Freunde, die ich in dieser Existenz noch besaß: eine barbusige Projektion und der Anführer einer geheimen Gruppe, beide im Dienste der »bösen Jungs« waren.

»Einer von ihnen ist durchaus ein Engel. Er ist ihr Anführer. Die anderen sind...« Er suchte nach dem richtigen Wort während er seinen Blick über die mysteriöse Roger-Dean-Landschaft um uns streifen ließ. »...ich glaube die häufigste Bezeichnung lautet: Dämonen.«

Er hob sein Weinglas. Sein Mundwinkel zuckte belustigt. Carlos Gardel hatte sein Lied beendet, und während die Menschen an den Tischen ihm applaudierten, begann Adam Kadmon, der mich noch immer grinsend anstarrte, eine Melodie durch seine Lippen zu sieben. Nach einigen Takten erkannte ich, dass es »Sympathy for the Devil« war.

»Auf die Inferni, die Schatten, deren Mission wir in die Welt tragen«, rief er schließlich mit der Verve eines Triumphators. »Die bedingungslose Freiheit des Geistes, die Schönheit im Chaos und das ewige Licht des Wissens. Auf Drogen, orgiastischen Sex und obszöne Kulte. Möge alle Kuttenträger die Syphilis ereilen.«

Er nahm einen Schluck, während ich ihn andächtig beobachtete. Es war kaum möglich, sich dem Charisma von Adam Kadmon zu entziehen. Dass er mich nicht lange zuvor bedroht hatte, spielte keine Rolle, wenn er wollte, dass es keine Rolle spielte.

Der Wein schien ihm zu schmecken, und so lehnte er sich lässig nach hinten und schlug die Beine übereinander.

»Die Menschen deiner Zeit denken, Tango Argentino ist eine sinnliche, erotische Angelegenheit, bei der echte Männer Frauen auf der Tanzfläche das geben, was sie begehren. Das, was sie von ihren Ehemännern nicht kriegen.«

Er sagte das mit einem sarkastischen Tonfall und wandte sich kurz nach hinten, um mit seinem Glas Carlos Gardel zu salutieren. Der Sänger nickte

lächelnd zurück, während er an den Wirbeln seiner Gitarre drehte und die Saiten nachstimmte.

»Aber mit der Tanzfläche ist es wie mit dem Jenseits«, fuhr Adam Kadmon fort. »Was du auf die Tanzfläche nicht mitbringst, das findest du dort auch nicht.«

Dann neigte es sich nach vorne und seine Augen wurden zu verschwörerischen Schlitzern.

»Ich erkläre dir mal, was der Tango Argentino wirklich ist. Es geht darum, den Körper wie einen Teebeutel aufgebraucht und ausgelaugt ins Grab zu tragen. Es geht darum, nur im Augenblick zu leben, in der vollkommenen Gegenwart. Auf der Tanzfläche durch das Dickicht der Drogen und Geschlechtskrankheiten zu schleichen wie eine unausgeschlafene Kreatur der Nacht. Keine Sparbücher, keine Rentenversicherung und keine Vorsorge-Darmspiegelung. Nur das Jetzt und der Tod.«

Er lehnte sich wieder zurück und lächelte, bevor er am Weinglas nippte.

»Nicht gerade die Art, wie der Tango in Europa rezipiert wird, nicht wahr?« flüsterte er mit einem diabolischen Lächeln.

Er begann nun, mir die Prozedur des *Beneficiums*, der Rückkehr aus dem Jenseits, Schritt für Schritt zu erklären. Es war nicht sehr kompliziert, doch ich war unentwegt durch die Tatsache abgelenkt, dass wir auf einer Brücke über dem Abgrund schwebten, die nur durch seinen Geist erschaffen worden war, und dass unweit von mir ein Sänger in die Gitarrenseiten schlug, der schon vor Jahrzehnten für tot erklärt wurde und... nun ja, dass ich im Jenseits war.

Während Adam Kadmon noch einen Wein zu bestellte, hielt er kurz inne und sah zurück zu den Felsen. Ich folgte misstrauisch seinem Blick, doch entdeckte nichts.

»Wie finde ich euch?« fragte ich.

Er hob die Augenbrauen.

»Uns finden?«

»Auf der anderen Seite.«

»Traditionellerweise möchten wir gar nicht gefunden werden«, antwortete Adam Kadmon und warf sich eine Handvoll Erdnüsse in den Mund. »Andererseits schulde ich dir etwas, weil ich an dem Felsvorsprung so gemein zu dir war. Wir mögen ruchlos und unbarmherzig sein, doch es bedeutet nicht, dass wir keinen

Kodex haben. Wir benutzen neuerdings das Internet und haben eine eigene Webseite. Du weißt schon, diese... Homepages.«

»Ist klar«, entgegnete ich, beinahe leicht amüsiert, und klopfte nervös mit dem Zeigefingerknöchel gegen den Holztisch. »Wie ist die Adresse?«

»Sehr gut. Die Adresse. Ähm.« Er griff mit der Hand zur Schläfe und überlegte. Die Adresse lautet *www.extremgeilehausfrauen.de*.

Ich blickte ihn ungläubig an. »Wie bitte?«

»Wie gesagt... Wä-wä-wä — Punkt — extremgeile Hausfrauen — Punkt — Dä-ä.«

Ich nickte verwundert. »Ist das ... zusammen oder mit Bindestrichen?«

»Zusammen. Es gab 1999, als wir beide gesprungen sind, ziemlich viele dieser Internet-Cafés — inzwischen werden es noch mehr sein.«

»Was meinst du damit? Ist denn im Diesseits mehr Zeit vergangen als hier?«

»Der Faktor 1:250 ist inzwischen nicht ungewöhnlich und er nimmt zu, je ferner man sich von der Dunklen Stadt aufhält. Das hat mit der Anzahl der Seelen zu tun und mit der Weltbevölkerung im Diesseits. Es werden ja keine neuen Seelen ›geschaffen‹, nur weil sich neuerdings die Menschen wie Karnickel vermehren. Deshalb verändert sich das Zeitverhältnis zwischen Diesseits und Jenseits. Die Seelen im Jenseits haben zunehmend weniger Zeit, im Jenseits Erfahrungen zu verarbeiten und kehren zunehmend schlechter und mangelhafter vorbereitet in das Diesseits zurück. Die Menschen werden viel zu ungeläutert geboren, unreifer und beladen mit Hypotheken. Plötzlich haben kleine Kinder bereits in der Wiege unerklärliche Krankheiten und Allergien. Dieser seelische Zustand macht die Konsumgesellschaft überhaupt erst möglich. Das Oktagon, das hinter den Pharmakonzernen sitzt, verdankt dieser Tatsache seinen Erfolg. Die spirituelle Infantilität des Menschen hängt direkt mit der Demographie zusammen.« Adam Kadmon wartete schweigend, bis ich dieses »kleine Detail« verdaut hatte und fuhr dann übergangslos fort. »Also, auf der Webseite kann man nach Kontaktanzeigen suchen. Suche nach dem Wort *Reizstrom*.«

»Reizstrom«, wiederholte ich ungläubig. »Das ist einfach alles... so unbegreiflich. Es könnte auch ein Traum sein. Eine Droge. Mein Nervensystem reagiert ungünstig auf die Narkose im Krankenhaus...«

Adam Kadmon verzog den Mundwinkel. »Nervensystem. Narkose. Krankenhaus. Ja, das wird's wohl sein. Wenn dir alles hier zu unglaublich erscheint, dann musst du wohl dem Oktagon glauben. Dann bist du ein Opfer und kannst für nichts dafür. Ein Opfer der Holophrenie. Du phantasierst das alles nur. Diese Tür ist immer offen. Klopfe an und das Oktagon wird dir öffnen. Sie werden dich mehr als gerne in ihre Therapieprogramme aufnehmen.«

Er schob plötzlich den Stuhl beiseite und trat an das Geländer.

»Sie kommen«, sagte er leise und starrte ernst in die Dunkelheit.

»Wer?« rief ich aus. Ich folgte wieder seinem Blick. Diesmal sah ich sie. Kleine Lichtpunkte am Horizont, die immer größer wurden.

»Aasfresser«, erklärte Kadmon und packte mich an der Schulter. »Ich kann dich vor ihnen nicht beschützen. Im Gegenteil, wenn ich in deiner Nähe bleibe, gefährde ich dich mehr, als wenn du allein wärest. Aber ich kann sie ablenken. Auf meine Fährte locken. Bleib bei Akhanta. Sie kennt hier jeden Stein.«

Dann schwang er sich über das Geländer, während sich im selben Augenblick meine Hände um die Lehne des Stuhls verkrampften.

»Hey!« rief ich ihm hinterher. »Hey!«

Ich sah zaghaft in den Abgrund, doch Adam Kadmon war verschwunden.

Ich blickte gleichermaßen irritiert und wütend zu Akhanta. Sie kam bereits zielstrebig auf mich zu.

»Er hat es getan! Er hat es...«

»Wir sollten gehen«, meinte Akhanta, ein winziges Stück weniger kaltschnäuzig als bisher. Sie drängte sich an all den tanzenden *Aficionados* vorbei, packte mich am Ellbogen und zerrte mich über die Tanzfläche. Ich war zu sehr von ihren äußerst einprägsamen Nippeln abgelenkt, um ihr zu folgen.

»Das hier ist ein Irrenhaus«, murmelte ich.

»Da er jetzt weg ist, wird auch seine Imago nicht mehr lange bestehen,« erklärte sie.

Ich fragte mich einen Augenblick, was das bedeutete. Dann fiel mir ein, dass es unter uns einen guten Kilometer nach unten ging. Ich hörte hinter mir Glas zerbrechen und eine Frau etwas auf Spanisch schimpfen.

Wir stießen unfein einige Menschen beiseite und befanden uns bald wieder auf der schmalen Brücke, die uns diesmal abschüssig auf die andere Seite des

Abgrunds führte. Nur kurz machte ich den Fehler, mich umzusehen. Das Spiegelbild des Tango-Argentino-Cafés begann sich bereits aufzulösen, und das Nichts fraß sich langsam in beide Richtungen entlang der Brücke. Es war nicht zu übersehen, dass der Auflösungsprozess deutlich temporeicher vonstattenging, als der Aufbau unter Adam Kadmons Fingern verlaufen war. Verdammter Scherzkeks.

»Schneller!« zischte Akhanta. Sie rannte bereits auf den letzten Metern der Brücke und ich merkte, dass der Steg unter meinen Füßen immer transparenter wurde. Akhanta sprang voraus und landete auf ihren Füßen. Sie wandte sich sofort um und griff nach meinem Arm, was eine außerordentlich gute Idee war, denn ich trat zu diesem Zeitpunkte bereits in die Luft und war gerade im Begriff, nur einen Meter vor dem Felsmassiv die Reise nach unten anzutreten. Wie ein Pendel schwang ich hin und her, bis sich die Welt um mich langsam wieder beruhigte. Ich spürte den starken Zug ihrer Hand und half so viel ich konnte mit meinen Füßen nach. Schließlich lag ich am Rand des Felsens und starrte konsterniert auf die Seelenstreifen am Jenseitshimmel.

»Wir müssen weiter«, sagte die unermüdliche Kriegerin.

Auf der anderen Seite der Schlucht sah ich noch immer diesen Schwarm aus niedrig fliegenden kühlen Lichtpunkten. Doch sie hatten den Kurs geändert.

Ich rappelte mich hoch und sah sie skeptisch an.

»Ich glaube einfach nicht, dass ich das alles tue«, röchelte ich. »Warum ist alles so ein Riesendrama hier?«

Doch sie hatte sich bereits wieder abgewandt und ging voran.

»Kann man mit dir auch eine kleine Nummer schieben? Hinter einem Felsen?« rief ich ihr hinterher. »Nicht etwa, dass ich gerade das Bedürfnis danach hätte. Aber etwas Blümchensex mit einer Boris-Vallejo-Schönheit im Jenseits, würde mich bei meinen Kumpels richtig gut aussehen lassen.« Ich erinnerte mich, dass ich keine Kumpels hatte. Weder vor meinem vermeintlichen Selbstmord, geschweige denn jetzt.

»Oder wir gehen einfach nur«, fuhr ich fort und räusperte mich. Ich sprang auf und stellte fest, dass ich keineswegs erschöpft war. Ich lief ihr hinterher.

3.02 Sacraporta

Die Felsen um uns waren verwinkelt und setzten sich aus großen Massiven und kleineren Türmen zusammen, die aussahen, als hätte ein kindlicher Riese sie für Bauklötze gehalten. Sie ragten stumm über uns und enthielten sich jeglicher Meinung zu unserer seltsamen Reise. Als wir das Ende des Pfads erreichten, trat die Stadt der Toten wieder hervor. Der Auftritt war wie geprobt. Während wir um eine hohe Felskante am Rande des Gebirges schritten, bewegte sich der dunkle Vorhang der Felsbarriere gemächlich beiseite und gab unseren Blick frei auf Megalopedia, die Große Ebene.

Thanatopolis war nun um ein vielfaches näher. Die schimmernde Stadt nahm fast den gesamten Blickwinkel ein. Plötzlich war es möglich, Häuser und Türme zu erkennen. Ich sah schmale, dunkle Brücken, die zwischen einzelnen tempelartigen Gazedos und Plattformen aus Stein entlangführten. Und in der Mitte der mächtige, phallische Turm, der zum Himmel ragte und die Seelen aus allen Richtungen aufzog. Ich musste meinen Kopf in den Nacken legen, um die Spitze zu sehen. Er war zwar rund, doch seine Oberfläche war nicht glatt, sondern bestand aus unzähligen Rippen und Plattformen, die beinahe wie Balkone aussahen.

»Was würde passieren, wenn uns die Engel entdecken würden?« fragte ich Akhanta.

»Die Engel sind unsere Feinde«, antwortete sie schlicht und zog mich zu Boden.

Weder bei ihr, noch bei Adam Kadmon waren mir all die Animositäten gegenüber den Engeln nicht entgangen. Ich hatte keine Zeit, darüber länger nachzudenken, aber ich stellte mir verunsichert die Frage, ob ich eigentlich für das richtige Team spielte. Ich verstand, dass hier alles seinen Preis hatte. Die Engel waren für die Ordnung und den reibungslosen Verlauf der Seelenwanderung zuständig. Sondergenehmigungen gab es nicht. Somit waren abenteuerliche Gestalten wie ich offensichtlich höchst unerwünscht. Würde man mich erwischen, wäre es aus mit dem Kombinat aus Seele und Gedanklichkeit. Meinen Geist würde man ohne zu fackeln entfernen und die gedankenlose Seele zu der restlichen Herde dazu stecken, damit sie brav dem nächsten natürlichen Geburtsvorgang entgegen trottete.

»Es gibt die alten Sacraportas«, erklärte mir Akhanta, während wir hinter einem Felsbrocken auf dem Bauch lagen und die Stadt beobachteten. Nun konnte man deutlich die kühlen Engel sehen, die langsam um die Stadtgrenze schwebten. Auch oben, auf der Kante der Außenmauer, standen sie in regelmäßigen Abständen. Bei meiner Ankunft, als es mir nur vergönnt war, die Stadt kurz und aus der Ferne zu sehen, dachte ich, es seien Feuer oder sogar moderne Lichtquellen. Doch nun konnte ich zweifelsfrei sehen, dass es sich um Lichtwesen handelte, die dort auf dem Wall standen, vielmehr starr wie Statuen über dem Rand der Mauer schwebten, ohne sie wirklich zu berühren. Sie waren nicht viel größer als Menschen, doch ob sie ein Gesicht besaßen, konnte ich auf diese Entfernung nicht sehen.

Ihr kühles, weißes Licht hatte etwas Anziehendes, Magnetisches. Doch ich war keine verirrte Seele auf der Großen Ebene. Ich hatte meinen Verstand noch und deshalb fiel es mir nicht ein, wie eine Motte ihren Lockungen anheimzufallen.

»Und wie finden wir so eine...«

»Sacraporta«, ergänzte mich Akhanta geduldig. »Sie ist gleich hier, in der Dunkelheit des Felsens. Wir haben sie bereits passiert.«

Wir schlichen einige Meter zurück, bis wir uns ungesehen aufrichten konnten. Im finsternen Schatten des Felsens nahmen wir den steinigen Pfad wieder in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Doch nur nach wenigen Schritten blieb Akhanta stehen.

Ich starrte etwas überfordert in die Dunkelheit. Nach einer Weile erkannte ich, dass hier, auf der stadtabgewandten Seite, eine Art große Nische in die Felswand hinein gehauen worden war, wie ein heidnischer Tempel in den Bergen.

Akhanta hatte inzwischen ihren Speer weggelegt und sich vor den dunklen Eingang gestellt. Ihre Ellbogen drückte sie gegen ihren Bauch und die Unterarme streckte sie mit offenen und nach oben gerichteten Handflächen dem Felstempel entgegen.

»*Gudie laga ganza, salak ka-ti*«, rezitierte sie.

Ich erstarrte, denn im selben Augenblick erleuchtete sich der gesamte Tempel von innen und erstrahlte in einem gedämpften, blauen Licht.

»Komm mit«, warf Akhanta über ihre Schulter. Ich beeilte mich, ihr nachzulaufen.

»Was war das für eine Sprache?«

»Das *Dam-Har*, die alte Sprache der Schatten«, erklärte sie, als wäre es die natürlichste Sache der Welt und ich hätte gerade das geistige Niveau eines Türstoppers bewiesen.

Die Sacraporta war ein offener Raum, direkt in den Fels gehauen. Entlang der gewölbten Wand standen sieben Throne auf denen sieben Statuen saßen. Drei waren weiblich, drei männlich und die siebte, in der Mitte sitzende Gestalt, mutete nicht einmal menschlich an. Die Decke entsprach einer Kuppel, und in der Mitte des halbkreisförmigen Bodens befand sich eine seltsame Vorrichtung, die wie ein Torbogen anmutete. Ich überlegte eine Weile, woran mich dieser Ort erinnerte, bis mir schwarzweiße Fotos des Sonnentors in Tiahuanaco einfielen, die ich bereits als Kind in einem Buch gesehen hatte.

Doch die Öffnung in diesem Durchgang war überzogen mit einem Schleier aus Licht.

»Was ist das für ein Ort?« fragte ich und sah Akhanta an.

»In den alten Tagen, als die Inferni das Schattenreich regierten und die Engel im Diesseits walteten, erlaubten ihnen die Sacraportas, überall gleichzeitig zu sein.«

Es klang wie der aufgesagte Schwur einer Jungpionierin.

»Dann sollten wir uns wohl beeilen«, wandte ich ein. »Dieses Flimmern sieht man vermutlich in der ganzen Umgebung.«

Sie nickte und trat neben mich.

»Du musst nur durch das Tor treten, hinein in das Licht. Es wird dich in die Nähe der Apythia bringen, tief in der Dunklen Stadt. Wenn du den Tempel nicht findest, halte Ausschau nach einem Gebäude, auf dessen Dach ein Stier und ein Widder kämpfen.«

»Kommst du etwa nicht mit?« rief ich entsetzt aus.

Sie lächelte plötzlich auf eine Weise, die es nur sehr schwer machte, sie nicht zu umarmen.

»Wie du sagtest, bin ich nur eine Imago. Ich kann nicht mit den Sacraportas reisen.«

»Werde ich dich wiedersehen?«

»Das entscheidest nur du allein. Ich werde da sein, wenn du hierherkommst.«

Ich streckte meinen Arm aus, um sie zu berühren, doch sie wandte sich um und verschwand geräuschlos in der Finsternis.

»Wenn in der Dunklen Stadt, schütze deine Gedanken«, hörte ich sie aus der Ferne sagen.

Schnell drehte ich mich um und starrte in das Licht der Sacraporta.

»Ich könnte jetzt im Englischen Garten sitzen, kiffen und dabei *Aquaman* oder die *Gerechtigkeitsliga* lesen«, brummte ich vor mich hin. »Statt dessen muss ich in jeden beschissenen Kanal klettern, den mir jemand aufmacht.«

Ich trat zögerlich durch das blaue Licht.

3.03 Amor fati

Ich hatte nicht erwartet, dass die Straßen von Thanatopolis in meiner Wirklichkeit schlammige Gossen waren. Aus irgendeinem Grund hatte ich mir hier alles steril und trocken vorgestellt. Ich vermute, mit der subjektiven Ausprägung des Jenseits ist es wie mit den Küchen in Restaurants. Wir möchten glauben, dass sie sauber und steril sind, dass die Köche sich nach dem letzten WC-Besuch die Hände gewaschen haben und dass in den Schränken keine Kakerlaken leben. Und tief in uns ahnen wir doch, dass die Welt in ihrer Gesamtheit anders aussehen würde, wann das wirklich wahr wäre. Den Engeln schien meine Vision des Jenseits gleichgültig zu sein, denn sie mussten den Boden nicht berühren. Sah man auf, konnte man sie in den Lücken zwischen den Hausdächern wie geheimnisvolle riesige Libellen auftauchen sehen. Der matschige, nasse Boden blieb den toten Menschen und ihren Imagos vorbehalten.

Ein Ort des Frohsinns war diese Stadt wirklich nicht. Im diesseitigen Zeitalter des Internets, der Soap-Opern und der Ecstasy-Pillen, war der Vorhof zum Reich Gottes wie eine kahle dreckige Festung in den Tagen der Völkerwanderung.

Zumindest für jemanden wie mich.

Hatte ich es denn wirklich so gut gehabt im Diesseits? Pfl egte ich zu jammern und über die Gesellschaft zu klagen, während es mir in Wirklichkeit besser ging, als den meisten Menschen?

Bald schon begann ich die Bewegungen um mich herum zu erkennen. Wer zum ersten Mal bewusst in die Spiegel geht und mit Hilfe der Aschewerdung das Thanatopolis durchschreitet, hat in dieser Stadt an dieser Stelle sein großes Aha-Erlebnis. Es waren Gestalten, wie in einem Traum, die an mir vorbeigingen oder geradezu vorbeischwebten. Dabei kam es mir vor, als wären alle unsichtbar und ich hätte nur eine sanfte Ahnung von ihrer Anwesenheit. Sie waren hier und sie waren es doch nicht. Aber vermutlich sahen sie mich genauso schlecht.

Es war ein seltsamer Streich, den mir meine Jenseits-Augen da spielten. In dieser Stadt machte Eigenbewegung blind. Sah ich mich hastig um, so nahm ich nur leicht schimmernde Dunkelheit wahr. Doch verharrte ich eine Weile und begann auf eine Stelle zu starren, wurden die Konturen heller. Und das galt für

alles um mich herum. Sah ich die Dinge nur beiläufig an, verschwanden sie. Verharrete ich bewegungslos, bekamen sie Konturen und Gesichter.

Eigentlich war hier nichts so richtig dunkel. Ein finsterer Ort, der unentwegt kaltes Licht abgab. Die Mauern, der Boden. Es war kein Leuchten oder Strahlen. Es war beinahe nicht sichtbar und auch zu schwach, um Dinge wirklich zu beleuchten. Aber es war fluoreszierend genug, um in jeder noch so dunklen Ecke dieser Bauwerke die Konturen und Wände erkennbar zu machen.

Akhanta behielt recht. Die Sacraporta hatte mich nur einige Schritte von meinem Ziel entfernt ausgespuckt. Am Ende der Straße sah ich den weißen Tempel in einem offenen, kleinen Hof. Auf seinem Dach, in einer aggressiven Bewegung erstarrt, mit angespannten Muskeln und ineinander verkeilten Hörnern, stießen gerade ein Stier und ein Widder ihre Schädel gegeneinander. Möglichst im Schatten der Häuser gehend, schlich ich mich auf kürzestem Weg dorthin, vorbei an unzähligen schwarzen Fenstern.

Vor einem der Häuser blieb ich stehen. Es war dunkel wie alle anderen, doch ich presste neugierig mein Gesicht gegen das Fensterglas im Erdgeschoß und hielt mir die Hände an die Schläfen. Nun begann ich im Haus Konturen zu erkennen. Licht und Form traten hervor und verrieten ihr Geheimnis. Ich sah Kinder, die am Tisch saßen, und eine Mutter, die das Essen auf ihre Teller austeilte.

Während die Kinder begannen, mit ihren Holzlöffeln in die Teller zu fahren, versammelte sich die Familie im Zimmer und sah ihnen stumm beim Essen zu. Dann traten die Mutter und die Großmutter jeweils hinter ein Kind. Ich sah in ihren Händen lange Messer aufblitzen und schon begannen sie mit einem gekonnten Griff die Kehlen der Kinder durchzuschneiden. Ich zuckte verstört vom Fenster weg. Streng nach Adam Kadmon hätte ich es nicht sehen können, wenn es keinen Bezug zu mir selbst gab.

Doch ich kam nicht dazu, darüber nachzudenken.

»Sie sind endlich hier«, erklang es neben mir.

Ich fuhr herum, wobei ich beinahe in den Schlamm gestürzt wäre. Ich kniff meine Augen zusammen.

Es dauerte etwas, bis ich ihn erkannte. Vor mir stand ein Mann mit einem breiten schwarzen Arztkoffer. Um den Eindruck seines Berufes zu verstärken, hielt

er in der Hand ein Stethoskop. Nach dem ich diese Spiegelung angenommen hatte, blieb sie gut sichtbar, als stünde der Mann im Diesseits vor mir.

»Ich verstehe nicht...«, murmelte ich verwirrt.

»Wir müssen uns beeilen«, sagte der Arzt resolut, doch mit einem mitfühlenden Blick. »Leider haben wir kaum noch Zeit.«

Ich folgte ihm in eine der zahlreichen Seitengassen. Etwas misstrauisch trat ich durch eine Tür und blieb stehen. Während sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten und die schlichten, schäbigen Möbel im Zimmer immer sichtbarer wurden, überschlugen sich meine Gedanken, und ich erstarrte wie einer der Felsen hinter der Großen Ebene.

»Setzen Sie sich ruhig zu ihm«, sagte der Arzt leise. »Ich muss jetzt weiter. Ich habe noch fünf Patienten, die sich ebenfalls kein Krankenbett leisten können.«

Als ich mich umsah, war er bereits verschwunden.

Ich stand eine Weile da und wagte es nicht, mich zu rühren. Erst langsam trat ich näher. Am Fuß des Bettes griff ich taumelnd nach dem Metallgestell, um Halt zu finden. Als ich zögerlich auf den Bettrand rutschte, machte er die Augen auf und sah mich. Nun wusste ich es ganz genau.

»Roman«, hauchte ich leise aus. »Was machst du hier?«

Er sah so anders aus. Seine Wangen waren eingefallen, und ich erkannte kaum etwas an ihm wieder, außer den funkelnden, dunklen Augen. Entlang seiner Unterarme sah ich runde Flecken, die geradezu bläulich und rötlich glühten.

Roman schluckte einige Male schwer und öffnete schließlich die Lippen.

»Du hast mich gefunden...«

Ich erschrak bei dem Klang seiner Stimme. Es war, als gehörte sie jemandem, der dreißig Jahre älter war. Ich suchte vergeblich nach der Schönheit, die ich ihm manchmal geneidet hatte. Als wir noch Jungs waren.

Er schien meine Gedanken zu erraten.

»Endlich siehst du... besser aus als ich«, sagte er leise und hütelte bei dem Versuch, über seinen eigenen Witz zu lachen.

»Ich... Ich habe einen Engel gesehen«, flüsterte er und schluckte wieder schwer.

Ich blickte mich um und sah neben dem Bett eine Karaffe und ein Glas. Ich goss hastig Wasser ein und beugte mich über Roman. Ich musste seinen Kopf

anheben und das Glas an seine Lippen halten. Er fühlte sich leicht an. Wie ausgetrocknet. Er nahm einige Schlucke, und während ich seinen Kopf vorsichtig zurücklegte, blickte er erschöpft zur Decke.

»Er sagte etwas zu mir«, fuhr mein Bruder nach einigen Augenblicken fort und sah mich wieder an. »Schäme dich niemals für deine Male.«

Ich schwieg und beobachtete ihn. Für einen Moment dachte ich, er löse sich wieder in Nichts auf, bis ich begriff, dass sich meine Augen mit Tränen füllten.

Seine Hand berührte mein Handgelenk.

»Ich dachte, es dauert Jahre...«, erwiderte ich. »Es gibt doch bereits Behandlungsmethoden... Wieso...«

»Klar...«, röchelte Roman. »Hier im *Emergency Room*...«

Ich sah mich um und erkannte, dass wir uns nicht in einem Krankenhaus befanden, sondern in einem schäbigen Hotelzimmer.

Ein kitschiges Bild hing über Romans Bett und zeigte den Sonnenuntergang über einem tropischen Hafen.

Ich blickte die Sarkome entlang seiner Arme an. Sie sahen aus wie riesige Brandflecken in einem Teppich.

»Ich war nicht da, Mann...«, murmelte ich mit weinerlicher Stimme. »Ich habe dich immer nur im Stich gelassen.«

»Schschsch...« Ich spürte, wie sich der Druck seiner Hand verstärkte. »Ich hätte dich nur in den Abgrund gezogen, so wie ich jeden in den Abgrund gezogen habe.«

»Das kann ich selber ganz gut«, erwiderte ich und wischte mir die Tränen aus den Augen.

»Ich wollte, dass man sich an mich erinnert«, flüsterte Roman mit brüchiger Stimme. »Ich wollte... Ich wollte Anerkennung. Ich wollte mich am Leben erfreuen.«

Ich biss mir auf die Unterlippe und sah verlegen zur Seite.

Er schwieg. Ich sah stumme Tränen aus seinen Augenwinkeln laufen.

»Aber jetzt ist alles anders«, flüsterte ich. »Du bist nicht allein.«

»Es ist alles eine Lüge«, flüsterte Roman undeutlich. Seine Worte schienen sich in seiner Kehle zu verlieren. »Unsere Familie. Das Leben. Die Krankheit.«

Ich spürte den schwachen und doch bemühten Druck seiner kalten Hand und beobachtete, wie langsam das berühmte Licht in seinen Augen, von dem unsere Eltern so viel schwärmten, erlosch. Jenes nicht greifbare Zittern in seinem Blick verwandelte sich in starre, hohle Dunkelheit. Er war weg.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort gesessen habe. Doch als Roman vor meinen Augen langsam entschwand und meine Hände leer auf dem schmutzigen Bett ruhten, wusste ich, dass es vorüber war. Wie betäubt stand ich auf, tat einige Schritte rückwärts, bis ich die Wand des Zimmers in meinem Rücken fühlte. Dann rutschte ich langsam zu Boden und verbarg mein Gesicht.

Über das Linoleum des Hotelzimmers lief eine große, schamlos schimmernde Kakerlake.

3.04 An Michaels Hof

Noch immer benebelt und orientierungslos trat ich aus dem dunklen Schutz des Hauseingangs hinaus auf die Straße. Nur zweihundert Meter trennten mich von dem weißen Tempel. In meine Gedanken versunken machte ich mich auf den Weg. Im Gehen ballte ich meine Fäuste und murmelte sinnloses Zeug.

Durch meinen Kopf schossen Bilder. Ich sah, wie sich mein Vater mit Roman stritt und wie meine Eltern oft leise miteinander sprachen und dabei mit gerunzelter Stirn zu mir sahen. Es fühlte sich an, als würde das alles zu einem vergangenen Leben gehören. Und in gewisser Weise tat es das auch. Roman war nun nicht mehr da. Es war offensichtlich, dass das Jenseits mir hier keine Fabeln vorspielte, sondern ein Stück des Diesseits reflektierte. Mein Bruder wurde zu einer Imago, zu einem Spiegel, und konfrontierte mich mit meiner Wirklichkeit.

Doch ich wünschte nun, ich hätte den Kontakt zu meinem Bruder bewahrt. Er war der jüngere von uns beiden, und ich hätte dafür sorgen müssen, dass wir uns nicht aus den Augen verlieren. Ich hätte mehr für ihn da sein müssen, mehr für ihn tun müssen.

»Wenn in der Dunklen Stadt, schütze deine Gedanken«, hatte Akhanta gesagt.

Etwas riss an mir, und der Schlamm löste sich von meinen Füßen und entfernte sich nach unten.

Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, was geschehen war. Etwas hielt mich am Oberkörper fest. Ich sah unter mir den zerfurchten, matschigen Boden der Straße vorbeistreichen und bemühte meinen Kopf zur Seite. Nun erkannte ich über mir die breiten Schwingen, die dumpf und gemächlich in einer luftleeren Welt schlugen.

Der Engel nahm direkten Kurs auf die Mitte der Stadt. Wir flogen an seinen Kollegen vorbei. Wie metaphysische Albatrosse schwebten sie regungslos um die blass aus der Schwärze der Ewigkeit schimmernde Festung, als gäbe es für sie keine Zeit. Es gab für sie möglicherweise keine Zeit. Nicht so, wie wir Menschen die Zeit verstanden.

Ich schwebte durch Straßen hindurch, während sich die dünnen Hände des Engels kräftig in meine Oberarme drückten. Ich spürte den Druck, doch es war nicht das schmerzhafteste Gefühl, das ich dabei im Diesseits wahrgenommen hätte. Es

kam mir beinahe so vor, als entsprang das Spüren seiner Hände meiner eigenen Vorstellung. Im Moment war ich aber zu sehr abgelenkt, um diese Sache genügend durchzudenken. Auf einer Anhöhe, oberhalb der schwarzen Dächer, befand sich ein Monopteros. Er bestand nur aus einem Fundament aus Stein und aus zwölf symmetrisch aufgestellten Säulen. Der Grundriss war kreisförmig und auf den Säulen befand sich kein Dach und keine Kuppel, sondern lediglich ein Ring aus Stein, der alle Säulenspitzen miteinander verband.

Der Engel flog zwischen zwei Säulen hindurch und stellte mich ab. Ich taumelte einige Schritte und drehte mich sofort um, um meinen Entführer anzusehen. Auch er war gelandet. Seine Flügel waren viel größer, als ich es in den meisten irdischen Darstellungen gesehen hatte, und auch seine Statur war beachtlich. Da war keine Spur von Pummel oder Zierlichkeit. Er war sicher einen halben Meter größer als ich und seine Gestalt war ausgesprochen drahtig. Seltsame blaue Augen starrten mich kalt an. In seinem Gesicht regte sich — nichts.

Nach einer Weile war ich es, der das Schweigen brach.

»Ich habe gelesen, dass der bloße Anblick mich töten könnte...«

Der Engel öffnete erst langsam seinen Mund und sprach nur ein Wort mit einer Stimme, die von Überlegenheit und Kontrolle zeugte.

»Rilke.«

Es gab wenig, was ich darauf erwidern konnte. Ich nahm an, dass er sprach, wenn er etwas zu sagen hatte. Also schwieg ich und wartete. Ich schielte dabei zwischen den Säulen hindurch, darüber nachdenkend, wie hoch die Erfolgchancen einer Flucht wären. Doch hier, auf dieser Anhöhe schien der Gedanke eher lächerlich.

»Ich heiße Manakel«, erklärte er und trat an eine der Säulen. »Ich befreie die Seelen von hinderlichen Gedanken und sichere ihnen eine ungehinderte Passage.«

Ich nahm an, dass das eine hochtrabende Beschreibung für einen auralen Hiwi war, der verwirrte und verlaufene Seelen auf der Megalopedia zusammentrieb. Adam Kadmon hatte sie schmeichelhaft die Aasfresser genannt.

Wir blickten auf die Dunkle Stadt unter uns. Wir standen an einem der höchsten Punkte von Thanatopolis. Nur drei oder vier weitere »Tempel« überragten die restlichen Häuser. Und natürlich der mächtige Turm in der Mitte,

dessen Spitze von unserer Warte aus genauso entfernt wirkte, als befänden wir uns unten in den Straßen der Stadt.

»Ich sollte nun in deiner Welt sein und Frieden und Glückseligkeit spenden...«
Er sah kurz zu mir und musterte dann weiter ausdruckslos die Dächer der Stadt.
»Doch statt dessen...«

»Weshalb sind Sie... Bist du... nicht in meiner Welt?« fragte ich vorsichtig.

Er wandte sich zu mir. Da war etwas in seinen Augen, das wie Überraschung wirkte.

»Du...«, begann er langsam. »...hast keine Ahnung, was hier vor sich geht.«

Ich senkte meinen Blick und überlegte, ob meine Frage nicht ein taktischer Fehler gewesen war.

»Weshalb bist du dann hier?« rief er aus.

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich erschöpft. »Es ist aber eine Frage, die offensichtlich viele beschäftigt.«

Es war der ultimative Franz-Kafka-Trip. Niemand war darum verlegen, mir immer dieselbe Frage zu stellen, während niemand irgendeine Antwort von mir zur Kenntnis nahm.

»Warum würden die Schatten einen ahnungslosen Tropf wie dich hierherschicken?«

»Ich weiß nicht einmal, wer die Schatten sind«, wandte ich ein. »Paul Lichtmann sagte, sie entsprechen den Dämonen.«

»Unglaublich«, flüsterte Manakel, der Engel. »Du bist noch unbedarfter als ich dachte. Ich muss dich zu Michael bringen.«

»Michael?« fragte ich. »Den Michael?«

Er antwortete nicht, sondern erstarrte, wie bereits zu Beginn unserer Unterredung. Der Monopteros hüllte sich in blaues Licht und als es erlosch, konnte ich sehen, dass wir uns an einem anderen Ort befanden. Die kleinen Säulentempel schienen das angelische Gegenstück zu den dämonischen Sacraportas zu sein. Sie dienten dem Transport.

Der Thronsaal von Erzengel Michael war in dunklem, beinahe schwarzem Blau gehalten. Der Raum schien die Form eines Davidsternes zu haben, und in den sechs Spitzen des Sternes standen kleine Säulen mit Schalen, in denen seltsames, hellblaues Feuer flackerte. Es befanden sich auch andere Engel im Raum. Ich

konnte sie kaum sehen, doch um so mehr spüren. Sie standen in den unzähligen Ecken und Nischen des Saals, schwiegen und umschlossen ihre Brustkörbe mit den Armen.

Es bestand kein Zweifel, dass ich vor dem Boss stand. Michael trug eine Art Toga und saß nachdenklich auf einer voluminösen Sitzgelegenheit, die eindeutig ein Thron war. Sein glattes Gesicht war ebenso dürr und scharfgeschnitten, wie das seines Gefolgsmanns Manakel. Während ich zehn Schritt vor dem Thron stehenblieb, trat Manakel näher an Michael heran. Die beiden Engel starrten sich schweigend an — für eine Zeit, die ich im Diesseits sicherlich als zehn oder fünfzehn Atemzüge empfunden hätte. Erst dann fiel bei mir der Groschen, und ich begriff, dass sie eine Unterredung hielten, schweigend und auf eine Weise, die sich mir entzog.

»Komm näher«, sagte anschließend Erzengel Michael, während sich Manakel entfernte. Ich ging bis zu der kleinen Treppe, die zum Thron hinaufführte. Michaels Stimme, obwohl ebenso kalt, mutete weniger monoton an, als die von Manakel. Es war etwas an ihm, dass man nur als theatralisch bezeichnen konnte.

»Ein gläubiger Mensch würde auf die Knie fallen und mit gesenktem Kopf meinen Worten lauschen, um später heilige Bücher und Prophezeiungen zu verfassen«, sagte er, ohne einen Hauch von Vorwurf in seiner Stimme.

»Möchtest du, dass ich auf die Knie falle?« antwortete ich vorsichtig.

»Nein, das wäre Heuchelei. Denn du empfindest Furcht vor mir, doch keine ehrfürchtige Liebe«, gab er zurück. »So musst du stehen.«

Michael musterte mich und lehnte sich bequem nach hinten.

»Ich war oft in deiner Welt. Unzählige Male. Ich wuchs auf in Körpern junger Prinzen und hoffnungsvoller Krieger und tränkte auf unzähligen Schlachtfeldern den Boden mit Blut. Denkst du, es ist einem Engel angemessen, so etwas zu tun?«

»Ich weiß nicht viel über Engel«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Doch es ist mir bekannt, dass viele sich in Schlachten auszeichneten.«

»Menschen zeichnen sich in Schlachten aus«, erwiderte Michael. »Wir griffen nicht in menschliche Schlachten ein, weil Ruhm und Auszeichnungen auf uns warteten, sondern um das Gleichgewicht zu wahren. Wir nahmen teil, weil sich in die Reihen der Gegner Dämonen mischten. In Körpern von Menschen, die

besessen waren. Wir konnten nicht tatenlos zusehen, während die Welt bedingungslos in die Hände der Schatten fiel.«

Ich hatte mir einen Erzengel etwas weniger herrschend und verbissen vorgestellt. In diesem Augenblick fiel es mir schwer, mich auf die Tatsache zu besinnen, dass auch er nur ein Bild war, eine Projektion. Nicht so individuell, wie die Angorbestien, die mich jagten, sondern ein kollektives Bild. Vor mir saß die Summe der Ideen, die der Mensch gestern, heute und morgen mit dem Erzengel Michael verband. Das Martialische an ihm war das Resultat der alten Schlachtlieder, die sich auf siegreiche Kriege gegen babylonische und assyrische Armeen bezogen. Das Würdevolle entsprang der weitverbreiteten Vorstellung, er sei der König aller Engel. Erst später erfuhr ich, dass er in John Miltons *Paradise Lost* die Armeen der Engel in die Schlacht führte und Gottes Schwert niemand geringerem als Satan in die Seite ramnte.

»Paul Lichtmann, der sich Adam Kadmon nennt. Ein Mensch, der kommt und geht. Ein und aus«, fuhr er fort. »Er verspottet die Regeln der Natur, bringt andere mit und weiht sie in sein sündiges Geheimnis ein.«

Es war beinahe amüsan zu hören, dass sich Michael mit den ›Regeln der Natur‹ auf das Jenseits und seine eigenwilligen Gesetze bezog. Im Diesseits hätten sich den rationalen Wissenschaftlern bei dieser Vorstellung die Haare zu Berge gestellt. Aber vermutlich stellten sich auch Michaels Haare zu Berge, wenn er dem agnostischen Treiben der modernen Menschen zusah.

»Doch dich will er bereits Augenblicke später in den Abgrund stürzen.«

»Ich glaube, er wollte mich nur einschüchtern«, erwiderte ich, ohne das, was ich sagte, selbst allzu ernsthaft zu glauben. »Er hat mich vor einem Leben als Krüppel gerettet.«

»In dem er dich ins Jenseits schickte?« lachte Michael auf. »Eine großartige Hilfe! Wäre er nicht zerfressen von der Finsternis, hätte er dir gezeigt, wie man Kraft aus seinem Glauben schöpft. Er hätte dir gezeigt, wie man mit der Behinderung lebt und trotzdem eins mit dem Ganzen wird.«

Der Erzengel stand auf und ging langsam die Treppe hinab, an mir vorbei. Er vollführte eine undeutliche Geste, die bewirkte, dass eine der Mauern sich in Nichts auflöste und den Blick auf die Stadt freigab.

»Komm her!« befahl er mir unumwunden.

Von Höhen und Abgründen langsam etwas irritiert, trat ich zaghaft neben ihn und beobachtete Thanatopolis. Der Turm der Seelen befand sich nun direkt vor uns, doch er war entfernt genug, um nur wenig der gesamten Sicht einzunehmen.

»Er ist jetzt irgendwo dort, und ich kann ihn nicht fassen«, sagte Michael leise. »Er verhöhnt mich.«

Langsam und nahezu unbeteiligt legte er seine Hand auf meine Schulter. Es war ein Griff, aus dem es kein Entkommen gab.

»Lichtmann hilft niemandem, ohne sich davon etwas zu versprechen. Weshalb half er also dir?«

»Ich glaube«, fing ich mit unsicherer Stimme an, »dass er dort im Krankenhaus unter Zeitdruck stand und fürchtete, mich nicht mehr befragen zu können. Also nahm er mich mit hierher. Doch dann floh er vor den Engeln und ließ mich im Stich, ohne etwas zu erfahren. Ich hatte mir den Tod anders vorgestellt.«

»Tod?« flüsterte Michael. »Tod ist nur der Strom, in dem die Seele ohne Geist driftet. Das da oben ist der Tod!« Er deutete auf die Spitze des Turms, an der das kumulierte Licht der hineinstürzenden Sternschnuppen hell wie eine kleine Sonne strahlte. »Du bist nicht tot. Du bist nun etwas anderes. Ein Untoter. Eine Abomination. Ich sollte dich an eine Kette legen und für alle Tage hier in irgendeinem Verließ aufbewahren. Gewiss sollte ich dich nicht zurück ins Diesseits lassen!« Er blickte mich an, mit seinen kalten blauen Augen, die deutlich dunkler waren als die blassen, beinahe farblosen Augen von Manakel. Seine Augenlider verengten sich. »Aber ich werfe kleine Fische zurück in den Teich.«

Er kehrte zurück zu seinem Thron und schien nachzudenken. Ich raffte meinen Mut zusammen.

»Wie kann ich die Wahrheit erfahren...?«

Er zog tadelnd eine Augenbraue hoch.

»Die Wahrheit? Was soll das denn sein?«

»Ich will verstehen, wer die Lux Aeterna ist und was das alles hier bedeutet.«

»Es sind Schurken, was gibt es da noch zu wissen?!«

»Ich habe zu viel erfahren, um jetzt noch ahnungslos zu sein. Ich kann nicht mit der halben Wahrheit leben. Im Diesseits verliere ich den Verstand.«

Erzengel Michael kam zurück zu mir und legte plötzlich mitfühlend seine Hand auf meine Wange.

»Ioannes Marcos«, sprach er mich auf Altgriechisch an. »Paul Lichtmann ist der wichtigste Vertreter Luzifers auf Erden. Er ist seine rechte Hand unter den Menschen. Sein oberster Agitator und sein emsigster *Agent provocateur*. Doch er ist der Feind aller Menschen. Es kommt einem Spott gleich, dass sie sich *Lux Aeterna* nennen, denn sie sollten lieber *Umbra Aeterna* heißen. Und du...« Er tätschelte mich. »Du fühlst dich von ihm angezogen, wie die Motte vom Licht.«

Er ließ von mir ab, als ekelte er sich wegen der intimen Berührung. Nachdem er wieder auf seinem Thron Platz genommen hatte, lehnte er sich zurück und wiegte den Kopf auf und ab.

»Ich weiß, dass du gerne schreibst. Wir können immer Leute gebrauchen, die über uns schreiben. In den Tagen der Finsternis nehmen wir jede PR, die wir im Diesseits kriegen können.«

»PR...?« sprach ich ihm leise nach.

»Es muss keine Lobhudelei sein. In erster Linie sichert der Glaube an uns den Fortbestand der Hierarchie. Der Glaube an unsere Existenz. Das mit der Beliebtheit kommt erst später.«

»Du gibst mich deswegen frei, damit ich über euch schreiben kann?« Ich starrte ihn fassungslos an.

»Ja!« rief Michael jovial. »Das ist doch eine gute Idee!« Er blickte sich wie ein mexikanischer Bandido-Anführer um, der Zuspruch von seinen Gefolgsleuten erwartet.

»Berichte darüber. Schreib! Erkläre den Menschen, dass die Engel kein folkloristischer Aberglaube sind. Mache ihnen verständlich, dass wir keine dicken Winzlinge mit kleinen Flügelchen sind.«

»Um zu schreiben, müsste ich viel mehr wissen. Im Augenblick kann ich nur wenig mehr beschreiben, als meine Verwirrung.«

»Bravo!« rief Erzengel Michael aus. »Das ist die Stelle, an der sich der Mensch aufmacht, ein höheres Wesen zu erpressen. Eure Sagen und Geschichten sind voll davon.«

»Wenn wir wissen, dass diese Unterhaltung stattfinden wird, können wir sie auch gleich überspringen und zur Sache kommen.«

»Wohlan!« herrschte mich ungeduldig der Erzengel an. »Bringen wir diese kleine Schäbigkeit hinter uns.«

Meine kurzzeitige Kühnheit schien ihm die Laune verdorben zu haben, und ich ahnte, dass es an der Zeit war, ihm aus den Augen zu gehen.

»Ich will nicht mehr im Dunkeln sein«, setzte ich aufbrausend nach. »Ich habe es satt, stets nur kleine Häppchen der ganzen Wahrheit zugeworfen zu kriegen! Ich will *wissen*.«

»Ja, ja!« donnerte der Erzengel. »Ich habe es verstanden. Nach deiner Rückkehr wirst du Ambrosia speisen, und dann wirst du verstehen. Aber vergiss nicht, du schuldest uns ein Buch. Lesbar und nicht verfänglich. Keine atheistischen Schlauheiten darin und kein perverser Sex. Harmonie! Verstehst du? Harmonie!!«

Ich bemerkte plötzlich Manakels Hand auf meiner Schulter. Er führte mich langsam aus dem Saal heraus.

»Dann werde ich vielleicht erfahren, ob du der dümmste oder der gerissenste Mensch warst, der jemals vor meinen Thron trat«, stieß Michael aus, obwohl wir bereits aus der Tür waren. Seine Stimme hallte uns durch den dunklen Gang hinterher. »Harmonie! Verdammte Harmonie! Kein Diskordianismus. Keine transgressive Literatur. Harmonie! Ich will dich in den Bestseller-Listen gleich neben Coelho sehen!«

3.05 Beneficium

»Ist er stets so impulsiv?«

»Er war nicht immer so«, erklärte Manakel. »Dabei verdanken wir ihm so viel. Er war es, der vor zwei Millennien die letzte Blütezeit der Engel unter den Menschen auslöste.«

»Ah, das Plagiat«, murmelte ich und erinnerte mich an Lichtmanns Worte auf dem Krankenhausdach.

»Vor achthundert Erdenjahren gab es kaum einen Europäer, der nicht zutiefst von der Existenz der Engeln überzeugt war. Doch leider glaubten die Menschen damals genauso an Satan, was zusammengenommen eher eine Patt-Situation ergab. Aber dennoch. Wir waren beliebt im Mittelalter.« Er nickte eine Weile, als schwelgte er in Erinnerungen. »Doch Michael möchte darauf nicht angesprochen werden. Er hält es für eine Niederlage, da erst durch das Christentum die Renaissance und die Moderne möglich wurden. Und dann dieser ganze Trickbetrug an Descartes...«

Wir gingen ganz allein die gewundene breite Treppe hinab, umgeben von seltsamer Fluoreszenz, die von den schwarzen Wänden abstrahlte.

»Und ihr helft mir nun zurück, damit ich ein Buch schreibe?« wunderte ich mich.

Es kam mir vor, als würde Manakel mit den Schultern zucken.

»Es ist nicht meine Aufgabe, darüber nachzudenken«, erklärte er ausdruckslos. »Meine Aufgabe ist es, über der Großen Ebene zu schweben und verirrte Seelen einzufangen und jene, die noch gar nicht erkannt haben, dass sie tot sind. Wie ein Schäfer treibe ich sie zurück zur Herde. So wie es meinem Rang entspricht.«

›Eher wie ein Schäferhund‹, dachte ich, sagte aber nichts. Manakel war ein vergleichsweise niedrigrangiger Engel, der vor Jahrtausenden möglicherweise im Diesseits existierte und nun hier, im Reich der Finsternis, über der Ödnis vor den Pforten zu Thanatopolis seinen Dienst tat.

»Aber etwas in mir sagt mir, dass du trotzdem den Spinnern der Lux Aeterna nachlaufen wirst, wie ein Kind, das sich einfach weigert, den Vortrag über das Wesen heißer Herdplatten zu akzeptieren«, fuhr er mit gewohnter

Ausdruckslosigkeit fort. »Wir können dich nicht auf unserem *natalen Pfad* senden, denn der *Strom des Lebens* bringt dich nur in einen ungeborenen Leib. Du würdest als Säugling die Welt betreten, ahnungslos über alle Dinge, die hier geschahen. Deshalb musst du die Pforte der Lux Aeterna benutzen. Ich kann dich hinbringen, doch dem Ritual der Häretiker darf ein Engel nicht beiwohnen.«

»Ihr kontrolliert doch alles hier. Wieso können die anderen eine eigene Pforte besitzen?«

Manakel zögerte mit der Antwort.

»Es ist kompliziert«, erklärte er. »Es gibt einen Mann hier. Ein Freund von Paul Lichtmann. Er ist versteckt irgendwo in der Unendlichkeit des Jenseits. Vielleicht in einer Felshöhle, vielleicht irgendwo anders. Er hält einen Engel gefangen, dessen Name Pahaliah lautet. Einen hochrangigen Engel. Er ist seine Geisel. Die Bedingung ist, dass wir die Apythia, die große Sacraporta der Häretiker dulden. Würden wir Apythia vernichten, würde man sich an Pahaliah rächen.«

»Man kann doch keinen Engel töten!« rief ich überrascht aus.

»Nein, aber die Häretiker könnten ihn an die Schatten ausliefern.«

»Welcher Mensch verschanzt sich freiwillig im Jenseits und hält dort einen Engel als Geisel?« fragte ich verwundert, während wir die schlammige Straße überquerten. »Und wieso könnt ihr einen Kerl, der sich in imaginären Felsenhöhlen versteckt, nicht fassen? Wo gibt es das denn?«

»Das alles geht mich nichts an. Vermutlich ist das einer, der am Diesseits ohnehin wenig Freude hatte. Ich weiß nichts über ihn, außer seinen Namen«, erwiderte Manakel. »Er heißt Arthur Machen.«

Wir gingen durch die dunklen Gassen. Manchmal hörte ich über uns die Schwingen eines Engels, doch die meiste Zeit war es still und trostlos. Wir betraten eine enge Gasse, die zwischen zwei dunkle Gebäude führte.

»Wir haben nicht endlos viel Zeit. Dieser Ort ist zwar nicht gebunden an das, was ihr als Raum bezeichnet, doch wir sind hier gebunden an das, was ihr als Zeit bezeichnet. Verweilst du zu lange hier, vergeht im Diesseits zu viel davon.«

Doch wir waren bereits da. Ich erkannte die schmale Gasse, an deren Ende sich der Hinterhof befand, umgeben von Häuserfassaden. Inmitten des Hofes stand der Tempel mit dem Stier und dem Widder auf dem Dach. Das quadratische

Gebäude trug ein steiles Dach und besaß ein zentrales Tor, das zwischen sechs Säulen stand.

»Er war hier«, zischte Manakel und sah sich um.

»Wer?« fragte ich naiv.

»Lichtmann«, belehrte mich Manakel. »Ich kann ihn riechen.«

»Riechen ist das einzige, das mir hier wirklich schwer fällt«, brummte ich nachdenklich. Nach meinem Empfinden gab es hier nicht einmal Luft, geschweige denn etwas zu riechen.

Wir blieben vor dem Tor stehen.

»*Beneficium*«, seufzte Manakel abfällig. Der Gedanke daran, mich auch noch persönlich an die Pforte des »Häretiker-Tempels« gebracht zu haben, schien ihn zu beschmutzen. »Die Schatten bemühen sich nun seit über dreißigtausend Jahren um das Diesseits und haben fast dreitausend davon auch wirklich regiert. Sie erschufen eine Welt, in der nicht mehr die Liebe den Unterschied macht, sondern die Information. So wie hier in diesem Tempel. Ob man weiß, dass man in wenigen Sekunden stirbt, oder ob man es nicht weiß. Perfide.«

»Es ist aber ganz praktisch«, wandte ich ein.

»Wie ein dressierter Hund wirst du ihnen nachlaufen«, sagte Manakel kalt und nickte stumm. »Denk an mich, wenn du im Herzen eines Schlachtfelds eintriffst.«

Ich blickte nicht ohne Furcht auf die schweren Eisengriffe an der Pforte. Es waren eingehängte Klopfringe, die das Emblem der Lux Aeterna darstellten.

»Eine Sache noch«, sagte der Engel. »Um die Ambrosia zu essen, wird dein Weg dich in die Stadt Worms führen, zu einem Mann. Sein Name ist Theophil Schorm. Suche ihn auf.«

»Ja?« entgegnete ich. »Wollt ihr mich nicht lieber zu Coelho schicken?«

Ich begutachtete das Tor und legte meine Hand auf den schweren Ring. Dann sah ich zurück zu Manakel, doch ich blickte auf einen leeren Hinterhof, während über mir schlagende Schwingen rauschten und sich entfernten. Das hier waren keine Wesen fürs Händeschütteln.

Sie mochten mich nicht, das war offensichtlich. Ich war weder bußfertig noch besonders von ihrer Agenda überzeugt. Aus ihrer Sicht war ich höchstens der erhärtete Beweis, wie wichtig es war, dass sie wieder die Macht über die Erde

ergriffen. Doch sie waren sich nicht zu schade, um mich bekehren zu wollen oder notfalls unter Druck zu setzen.

Hinter mir ragte der Turm hoch in den Himmel. Er sah aus, als wäre er Kilometer entfernt. Von vier Seiten senkten sich massive Rippen aus Stein herab und formten Stützmauern. Die Stadt war eine riesige, schwarze Torte mit einer Kerze in der Mitte. Es machte den Eindruck, als sei Thanatopolis auf einem Hügel oder sogar Berg erbaut.

Ich erinnerte mich an das Gespräch mit Adam Kadmon, als er mir Unterweisungen für das Ritual mit Apythia gab.

»Ist diese Stadt nun echt oder ein Produkt meiner Phantasie?« hatte ich ihn gefragt.

»Wir beide sehen hier weitgehend das selbe. Aber nicht wirklich. Für jeden ist es hier ein wenig anders. Und es verändert sich mit jedem Besuch, weil man sich im Diesseits mit anderen Bildern und Hypothesen anreichert, die hier reflektiert werden. Das geschieht kollektiv und individuell. Ist ein Spiegelbild echt? Es ist weder echt noch unecht. Es ist echt in seiner akkuraten Wiedergabe des Gespiegelten. Es ist unecht, wenn man versucht, es zu berühren. Dinge, die man willig und motiviert angeht, gelingen auch. Für das Beneficium gilt es besonders. Sei also nicht zaghaft, wenn du vor Apythia zur Prüfung stehst — was nicht bedeuten soll, dass du unverschämt sein solltest«, hatte mir Adam Kadmon auf seiner Milonga-Party im El Corazón erzählt. »Sie ist eine launische Mischung aus einer Sphinx, einem Orakel und einer Wunschfee. Wenn du vor sie trittst, wird sie dir in ihrer Funktion als Sphinx eine Frage stellen. Das ist nicht gefährlich. Antworte ehrlich und ohne nachzudenken. Apythia will nicht, dass du ein Rätsel löst, sondern sie muss erkennen, wer du bist. Dann erscheint sie in ihrer zweiten Funktion, als das Orakel. Nun darfst du ihr eine Frage stellen, und sie wird dir eine Antwort geben. Diese Antwort ist durchaus interessant. Doch der eigentliche Zweck der Übung ist, zu erfahren, wer du *nicht* bist. Und dafür eignen sich Fragen gut. Und in ihrer letzten Instanz tritt sie dir als eine Wunschfee entgegen. Das ist jetzt ganz wichtig. Versuche hier nicht geistreich oder gerissen zu sein. Sage einfach nur: *Dieses Mal wünsche ich einen unversehrten Leib*. Sprich es nach.«

»Dieses Mal wünsche ich einen unversehrten Leib«, hatte ich wiederholt, während sich ein lachendes Paar an meinem Rücken vorbei auf die Tanzfläche drängte.

Hier war ich also. Mehr oder minder bereit.

Ein dunkler, kleiner Hinterhof, mit Schlamm auf dem Boden und einer Art Kirche in seiner Mitte. Und oben am wolkenlosen, nächtlichen Himmel Engelssterne und Sternschnuppen der Seelen. Das war also das Jenseits. Das war also *mein* Jenseits.

Ich hatte mich noch nie zuvor so allein gefühlt. Das Jenseits war ein befremdliches Wechselbad der Gefühle und so gar nicht, wie ich es mir jemals vorgestellt hatte. Es hatte weder etwas Erlösendes, noch spendete es Geborgenheit, noch war es eine reine Erfindung. Es war eine Gegenwelt, die all das kompensierte, was wir im Diesseits erlebten und anrichteten. Und zurück im Diesseits kompensierten wir dann alles, das wir hier erlebten. Und so weiter. Sie hatten uns alle angelogen. Ich sammelte Mut für den letzten Schritt. *Was würde Dick Grayson in dieser Situation tun?*

Ich stellte fest, dass inzwischen die meisten Fenster der Hinterhoffassade erhellt waren. Bei den niedrigen Stockwerken konnte man recht gut hineinsehen. Plötzlich erkannte ich mich in jedem einzelnen Fenster. *Mein* Jenseits lief auf Hochtouren. Es waren Scheußlichkeiten, die in meinem Leben nie stattgefunden haben, doch ich wusste, sie entstammten alle meinem verschrobenen Geist. Ich wandte mich entsetzt ab von diesen Bildern.

»Ich bin schon viel zu lange hier«, dachte ich.

Wie erst muss es für Lichtmann gewesen sein, der hier seine ganze Jugend verbracht hatte? Kein Wunder, dass er einen Hau weg hatte.

Entschlossen packte ich den eisernen Griff und zog fest daran. Der Torflügel öffnete sich, gerade weit genug, dass ich mich hindurch schieben konnte. Noch einmal hörte ich hinter mir das trockene Rauschen von wuchtigen Flügelschlägen. Vielleicht beobachtete Manakel aus der Ferne, ob ich auch wirklich reinging, oder ein anderer Engel kam vorbeigeflogen. Hastig trat ich ein.

Der Raum war leer und besaß entlang der Wände einen Korridor, der durch Säulen gesäumt war. Nicht unbedingt antike Säulen. Gegenüber dem Tor stand zwischen zwei Säulen ein Podest, vielleicht einen halben Meter hoch. Und darauf

befand sich ein wuchtiger Thron. Ob der Thron nur drei Beine hatte, wie einst der Hocker des Delphischen Orakels, konnte ich nicht erkennen. Denn oben auf saß Apythia, in einem langen Kleid, das bis zum Boden reichte.

Apythia war in ihrer Weiblichkeit sehr ambivalent. Ihr Gesicht war nicht sehr ansehnlich. Ihre scharfe, große Nase und die kantigen Gesichtszüge mit den starrenden Augen waren geradezu hässlich und muteten geisteskrank an. Im Gegenzug dazu besaß sie einen hellenistisch wohlgeformten Körper mit wunderschönen Brüsten und reizvollen Hüften.

Ich hatte bis zum letzten Augenblick gehofft, die Begegnung mit ihr würde sich am Ende als überwiegend allegorisch herausstellen. Eine sprechende Statue oder so etwas ähnliches. Doch während ich langsamen Schritts durch den leeren Saal näher kam, musste ich feststellen, dass sie nicht nur keine Statue war, sondern — sollte sie jemals von ihrem Thron aufstehen — gute vier Meter groß war. Ein Überweib.

Nicht ganz ohne Scheu blieb ich zehn Schritte entfernt stehen. Sie saß vor mir, breit und mit gespreizten Schenkeln, mehr einem Mann ähnlich. Ihre Knie waren verdeckt von dem langen Rock. Ihren rechten Ellbogen stützte sie auf den Oberschenkel.

Dann öffnete sie den Mund und sprach, mit einer kratzenden Stimme, die an das Krachen einer alten Autokupplung erinnerte.

»Der Neuling ist hier. Hattest du eine angenehme Zeit?«

»Ist das bereits die Frage?« erwiderte ich.

Sie brach in ein schallendes Gelächter aus, so dass ich mich fragte, ob es die Decke des Tempels zum Einsturz bringen könnte. Ihre Stimme war wie eine Imitation von Diamanda Galás, gejagt durch tausende Marshall-Verstärker.

»Du willst also zur Sache kommen. Dann beginnen wir mit deinem Beneficium.« Apythia beugte sich leicht vor und fixierte mich wie eine Kobra mit ihren stechenden Augen. »Es ist Nacht. Du stehst auf dem Dach eines Hauses und beobachtest die Stadt. Da siehst du unten einen alten bärtigen Mann in schmutziger Kleidung. Er schiebt einen klapprigen Karren voller Müll vor sich her und ist betrunken. Er geht die Straße entlang, fasst sich plötzlich ans Herz und stürzt zu Boden. Warum hilfst du ihm nicht?«

Ich dachte an Lichtmanns Worte, betreffend Apythias Funktion als eine Sphinx. Das hier schien nicht der Ort zu sein, an dem man um sein gutes Image bangen musste.

»Weil er möglicherweise eine Mund-zu-Mund-Beatmung braucht und ich mich vor ihm ekle.«

Apythia hielt kurz inne, erstarrte und erinnerte in der Tat für einen Augenblick an eine Statue. Dann fuhr sie pragmatisch fort. »Stelle deine Frage.«

Ich hatte mir keine Frage überlegt. Ich glaubte tausende zu haben, doch jetzt in diesem Augenblick schien mir keine einzufallen. Ich fühlte mich wie ein bekiffter Typ, den der Verkehrspolizist auffordert, kräftig zu spucken.

Doch dann stockte etwas in mir. Plötzlich hatte ich dieses Gefühl von Gegenwart und Augenblick. Dieses Gefühl, das man einige mal im Leben beim Wurf eines Basketballs hat — wissend, dass der Ball im Korb landen wird, ohne dass es dafür die geringste rationale Voraussetzung gibt. Der perfekte Augenblick.

»Weshalb träume ich von Blut und Schmerz?« rief ich.

Sie starrte mir tief in die Augen. Ihr Blick besaß eine gefährliche Wildheit. Für einen Atemzug dachte ich, etwas sehr falsches gesagt zu haben.

»Weil Blut und Schmerz einmal dein Geschäft waren.«

»Ich verstehe die Antwort nicht!«

»Der Schlüssel ist bereits in deinem Besitz. Geformt zu einer Zahl. Du hast es nur nicht bemerkt. Die Frage ist damit beantwortet.«

Wieder erstarrte sie für einen Augenblick, wie ein Computer, der zwischendurch Daten speichern muss — fuhr aber sogleich fort. »Wie lautet dein Wunsch?«

»Ich will hier einfach raus«, sagte ich.

»So soll es sein«, erwiderte sie.

Sie begann ihren langen Rock hochzuziehen. Sie rollte ihn hoch, über ihre Knie, entlang ihrer Schenkel, über ihren Bauch. Während ich in ihre riesige Fut starrte, erfasste mich Licht, das aus ihrem Schoß hervor schoss, heller als jeder Scheinwerfer. Der Spalt schien zu wachsen und sich zu weiten. Ich trat zaghaft auf das Licht zu. Nach fünf Schritten stand ich direkt davor. Ich blickte hoch, dorthin, wo ich über mir Apythias Brüste und Gesicht vermutete, doch ich war zu sehr geblendet, vielleicht sogar blind, um etwas zu sehen. Es gab nur das Weiß und keine andere Farbe. Ich machte den letzten Schritt. Den *Walk-In*.

Fragment: Der Hyper-Albtraum #39

Ich habe ihn endlich gesehen. Ihn, dessen Namen ich kannte. In diesem einen Traum!

Wie getaucht in Honig, krieche ich auf dem Boden rückwärts, in einem beklemmenden Gang, der von Fackeln beleuchtet wird.

»Ich kann es langsam nicht mehr leiden, stets Ihren stinkenden Atem in meinem Nacken zu spüren. Es wird Zeit, dass unsere etwas exzentrische Beziehung ein Ende findet.«

Etwas Derartiges sagt er zu mir, schwülstig und pathetisch, während er aus dem Dunkel tritt. Er trägt wieder einmal seinen karminroten Tweed und einen hohen Zylinder. Seine Stimme ist hoch und knabenhaft, fast wie im Stimmbruch. Ich versuche mit den Augen den Schatten, den seine Hutkrempe auf sein Gesicht wirft, zu durchzudringen. In der einen Hand hält er einen Revolver, in der anderen einen modischen Elfenbeinstock. Ich bin ihm näher, als jemals zuvor.

»Gebt ihm sein Liebchen wieder«, ruft Stagnatti über seine Schulter, ohne mich aus den Augen zu lassen. Zwei Männer drängen sich an ihm vorbei und werfen einen nackten Frauenleib auf den Boden, direkt zu meinen Füßen. Es ist jemand, den ich kenne. Zumindest in meinem Hyper-Albtraum fühlt es sich so an. Damian Stagnattis Gestalt wird plötzlich verschwommen. Nur die Stimme bleibt messerscharf.

»Ich denke, wenn es nicht wehtut, ist es nicht wirklich wahr«, ruft Stagnatti gutgelaunt. »Es ist vorbei, Locartes. Und ich kann nicht sagen, es wäre ohne Faszinosum und Amusement gewesen, Ihnen bei Ihrer geistreichen Spurensuche zugesehen zu haben. Doch alles Spannende muss mal zum Finale kommen.«

»Ich werde Sie immer jagen! Und jeden, der so ist wie Sie«, stammle ich ihm entgegen. Doch ich rechne nicht damit, auf ihn großen Eindruck zu machen. »Nicht einmal der Tod wird mich aufhalten.«

»Es fehlt Ihnen etwas, um diese Drohung zu erfüllen, mon ami«, erwidert Stagnatti.

Ich schließe die Augen und öffne sie wieder, um die Tränen herauszulassen.

Dann plötzlich ertönt ein Donnern, das durch den schmutzigen Kanal rast, gefolgt von Flammen und einem Hitzestoß, der im selben Moment allen Schweiß und alle Tränen in meinem Gesicht trocknet. Für den Bruchteil eines Augenblicks sehe ich ihn, während das Feuer sein Gesicht erhellt.

3.06 Körperlichkeit

Apythia hatte es mit mir, dem Grünschnabel gut gemeint. Kein Sprung beiseite vor der nahenden Gefahr war nötig. Im Gegenteil. Ich stand auf einer Kiste in einem schmutzigen Keller. In der Ecke brannte etwas Feuer in einem Fass aus Blech. Etwas drückte mich am Adamsapfel und hinter den Ohren. Ich stand auf meinen Zehen und konnte mich nicht richtig hinstellen. Mit meinen Händen tastete ich an meinen Hals und zog dann langsam den Kopf aus der Schlinge. Genauer genommen war es ein dickes schwarzes Stromkabel, das an der Decke an einem Rohr befestigt war.

Mein Geist wurde durchflutet von fremden Erinnerungen, die sich zuerst überschlugen und dann um so schneller verblassten, wie Worte, die jemand in den nassen Strandsand geschrieben hatte.

Ich stieg von der Holzkiste und blickte zurück zu dem dunklen, modernen Strick. Es schauderte mich ein wenig. Zugleich war ich erleichtert, dass der Wiedereintritt für mich so einfach verlief. Ich sah mich um. Auf einer großen Kiste stand eine offene Flasche mit Rum. Das musste mein Inventar sein. Ich nahm sie und schraubte den Verschluss zu. Ich steckte in einem langen Mantel mit großen ausgebeulten Taschen. Dorthin beförderte ich die halbleere Flasche und begann mit der Inspizierung meiner Habseligkeiten. Das Resultat war erbärmlich. Ein altes Feuerzeug. Ein paar Stoffknäuel. Etwas Tabak, gewickelt in Zeitungspapier. Ich fand auch drei Münzen einer Währung, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Ich leuchtete mit der kleinen Flamme des Feuerzeugs darüber, um festzustellen, dass die Münzen griechisch beschriftet waren. Ich war nicht sehr erfahren mit griechischen Buchstaben und kannte nur einige auswendig. Doch genug um nach einer Weile die Beschriftung »EYPΩ« zu entziffern. Auf den kleineren Münzen stand 20 oder 50 »ΛΕΙΠΤΑ«.

»Euro«, dachte ich. Es gab dazu seinerzeit genug Plakate in diversen Banken. Doch nun schien es bereits Realität zu sein. Warum ich nun griechische Euro-Münzen in der Tasche hatte und ob sie hier etwas wert waren, konnte ich nicht sagen. Ich stutzte. Vielleicht war ich in Griechenland. Um das genau zu wissen, musste ich hier raus.

Ich fuhr mit den Händen über mein Gesicht. Meine Haare waren recht lang und das Gesicht zugewuchert. Ich trug einen Vollbart. Und ich stank bestialisch. Ich war der am übelsten riechende Mensch im Umkreis von zehn Lichtjahren. Nur eine Leiche, in einem heißen Sommermonat zwei Wochen unbemerkt, konnte das überbieten. Entsetzt starrte ich auf meine Hände. Sie waren schmutzig, vernarbt, und die Fingernägel sahen aus wie Krallen.

Als ich auf die Straße kam, war es Nacht, doch der Horizont hellte sich bereits auf einer Seite auf. Ich blickte mich um und studierte die Fassaden und Schaufenster. Es war augenscheinlich Deutschland. Ich befand mich neben einer Apotheke und vor mir war eine Konditorei. Aber in welcher Stadt?

Ich wanderte die Straße entlang und beobachtete vorbeifahrende Autos. Die meisten trugen ein Kennzeichen, das mit einem alleinstehenden »K« begann. Nach kurzem Überlegen wurde mir klar, dass die größte Stadt in Deutschland, die mit einem »K« anfing, Köln am Rhein war. Ich musste irgendwo am Stadtrand von Köln sein.

Nun wusste ich, wo ich war. Doch mit meinem Körper war ich nicht gerade zufrieden. Ich wollte am liebsten wieder ins Jenseits springen und mit Apythia ein Wörtchen wechseln. Aber das war nicht so einfach.

Bei einem Schaufenster hielt ich an. Es war ein Laden für Spiegel und Bilderrahmen. Nun konnte ich mich gleich zehnfach besehen, und das reichte mir auch wirklich. Ich war eine abgewrackte Figur.

Ein Mann von vielleicht vierzig Jahren, doch es konnten auch fünfzig sein. Ich besaß die augenscheinliche Nase eines Alkoholikers, verdreckte Klamotten und ausgebeulte Taschen. Es war ein Albtraum. Es sollte ein Albtraum sein. Doch nach all dem, was geschehen war, nach dem Sprung von einem Krankenhausdach und meiner Zeit im Jenseits, war diese Erfahrung doch recht gedämpft durch die Gewissheit, dass ich in diese Spiegel sah und nur Bilder betrachtete. Nichts davon war endgültig. Und ich begriff es.

Aber etwas ärgerlich war es ja schon. Ich war ein junger Mann gewesen — und nun war ich ein altes Wrack. Die Reise ins Innere hatte sich für mich ganz schön gelohnt.

Doch ich war nicht wirklich unglücklich. Etwas genervt — ja. Ich hatte das Gefühl, als ob für wahres Unglück in meiner Welt ohnehin kein Platz mehr war.

In meinen ersten Tagen als Landstreicher ereigneten sich zahlreiche merkwürdige Dinge. Doch je gröber und unangenehmer die Zwischenfälle waren, desto mehr trugen sie die Wesenszüge einer tiefen, geradezu bewusstseinsweiternden Erfahrung.

Meinen nächsten Halt machte ich vor einem Zeitungskasten auf dem Gehsteig. Ich überlegte kurz, eine Münze in die Kasse zu werfen, doch dann sah ich mich nur kopfschüttelnd um und klappte kurz den Plastikdeckel hoch.

Mit der Zeitung unter dem Arm humpelte ich eilig davon. Ich stellte mich unter eine Straßenlaterne und starrte entgeistert auf das Datum der Frontseite. Es war der 29. September 2004. In gewisser Weise hatte ich eine Zeitreise gemacht.

Manzio hätte an dieser Stelle vermutlich gesagt, dass jeder Mensch Zeitreisen macht und dass allein das Sein stets eine Zeitreise ist. Aber ich war einfach überwältigt von dieser unmittelbaren Erfahrung.

Es waren die letzten Stunden der Nacht. Die Sonne kündigte sich bereits im Osten an. Ich setzte mich hinter einen Baucontainer, gefüllt mit Schutt und Sperrmüll. Ich wollte das Licht abwarten. Den Tag sehen. Mein langer Mantel wärmte nur bedingt, und ich begriff, dass fast jeder Knochen in meinem Körper wehtat. Gleichzeitig fühlte ich diese Mattigkeit in meinem Kopf. Ich war müde. Aber es war mehr als das. Ich war ausgebrannt. Vom Leben erschöpft. Chronisch krank. Alkoholiker. Suizidgefährdet. Mein Gehirn schien noch deutliche Restspuren dieses Gefühls zu bergen. Fragmente seiner Vergangenheit, die nicht immer so miserabel war. Sie verblassten, während meine eigenen Gedanken und Erfahrungen sie verdrängten. Die Seele des Mannes, der diesen Körper besaß, war nun frei. So wie er es sich gewünscht hatte, mit dem Kopf in einer Schlinge, gemacht aus einem Kabel. Doch ich verstand von diesen Dingen nun genug, um zu wissen, dass die Freiheit des Mannes keine echte war. Seine Seele jagte nun durch den Turm inmitten der Stadt der Spiegel — in Thanatopolis. Sie schlich durch Seitengassen, die an die Kindheit unzähliger vergangener Leben erinnerten, die vermutlich alle mit einem Selbstmord endeten. Wird er es irgendwann schaffen und diesen Kreislauf durchbrechen? Seine Chance wahrnehmen und den Schmerz akzeptieren?

Nun besaß ich eine Menge Hypotheken, die ich von ihm erbte. Vermutlich ein gerechter Preis für die Sekunden seines Schicksal, die ich ihm stahl. Doch ich war

nicht darauf vorbereitet, soviel aus der Vergangenheit des Wirts in mich aufzunehmen. Bruchstücke seiner Erinnerungen. Seine Empfindungen. Seine miserable Körperlichkeit. War ich im Stande sie zu akzeptieren? Wäre es nicht eine allzu bequeme Flucht, wieder mit Lichtmanns Hilfe durch die Stadt der Toten zu gehen, um lieber einen lässigeren Körper zu beschlagnahmen? Meine Gedanken kreisten und lösten sich langsam auf. Den Sonnenaufgang sah ich nicht mehr. Ich schlief dort in der Ecke hinter dem Stahlcontainer erschöpft ein.

Es war bereits heller Tag und die Stadt summte und brummte vor Geschäftigkeit. Für einen späten September war es sehr sonnig und sehr warm. Ein Mann mit einem Schutzhelm beugte sich über mich und schubste gegen meine Schulter.

»Das ist ein Baugelände«, meinte er. »Du kannst nicht hierbleiben.«

Er wirkte nicht feindselig, doch ich wusste, dass er von seinem Standpunkt nicht weichen würde. Ächzend richtete ich mich auf und streckte mich. Ich war nicht nur von den Toten auferstanden — ich fühlte mich auch so. Alles an diesem Körper tat weh. Prächtig.

In meinem Kopf klirrten bedrohlich die Echos des vergangenen Hyper-Albtraums. Interessant, dachte ich und ließ die vertraute Schwermut durch mich hindurch strömen. Zykllothymie, hatte es ein Arzt genannt. Doch das war für mich nur ein Wort, das in keiner Weise die Dinge beschrieb, die ich im Schlaf sah.

Ich schleppte mich davon, und während ich nach einer Stelle Ausschau hielt, an der ich mich hinsetzen und über meine weitere Vorgehensweise nachdenken konnte, begann ich den deutlichsten Schmerz zu spüren. Es war kein Stechen oder Brennen. Es war wie ein Hunger, der durch die Blutgefäße fließt. Ich sah auf meine Hand, die inzwischen zitterte. Was war mit mir los?

An einem kleinen Park angelangt, stieß ich auf Kollegen. Zwei ältere Kerle, die auf einer Bank saßen und sich unterhielten. Sie wirkten nicht ganz so abgewrackt wie ich, doch auch sie trugen die rauen Masken aus ungesunder, mit Warzen bedeckter Haut. Gebrochene Gesichtszüge. Zerkratzte Rachen. Wunde Körper.

»Hey Klaus! Hast es doch nicht getan, alter Schwede...«, rief mir der eine zu und grüßte mich mit erhobener Bierflasche. »Maulheld bis zum letzten...«

»Halt's Maul,« zischte ich gereizt zurück und eilte weiter. Es fühlte sich an, als spräche der Schatten meines Avatars aus mir heraus.

Nachdem ich mich allein glaubte, setzte ich mich hinter einen Baum und dachte nach. Ich hatte möglicherweise eine ernste Krankheit und brauchte ärztliche Versorgung.

Meine Hand streifte die ausgebeulte Tasche des langen verdreckten Mantels. Die Flasche...

»Dafür habe ich dich also...«, brummte ich und nahm einen Schluck. Grässlicher Rum, sagte etwas Vergangenes in mir. Aber es floss wie Wasser über meine Zunge. Die Flüssigkeit fühlte sich an wie ein Heilmittel. Schon nach drei Minuten war ich viel ruhiger. Der Tag konnte beginnen. Ich war betrunken und der Körper schien sich in seinem gewohnten Zustand zu befinden. Diese Erfahrung machte mich sprachlos. Ich hatte nie gedacht, dass Alkohol eine derartig starke Droge war. Ich konnte mir kaum vorstellen, dass die Wirkung und Abhängigkeit von Heroin sehr viel anders war.

»Heuchlerische Weinkenner«, dachte ich. »Verlogene Spießer. In Wirklichkeit alles Junkies...«

Ich röchelte vor mich hin und hustete etwas Schleim auf den Rasen. Dann rappelte ich mich wieder hoch und steckte die Flasche ein. Ich wusste, ich konnte kein Trinker bleiben. Ich hatte eine sehr unangenehme Kampfarena geerbt. Apythia mochte mich anscheinend nicht besonders.

Mein erstes Ziel war ein Internetcafé. Es zu finden und hineinzukommen. Gerade letzteres sollte problematisch werden. Ich würde mich selbst nicht in ein Internetcafé hineinlassen. Da musste man ja Angst haben, dass Hautfetzen von meinen Fingern an der Tastatur kleben blieben.

Der Weg in das Stadtzentrum von Köln dauerte fast einen ganzen Tag und fand seinen Höhepunkt in einer Begegnung höchst unangenehmen Art. Ähnlich wie über die Explosion in meiner Wohnung in Hamburg, kann ich auch hier nur fragmentarisch berichten. Es war ein Schlag hier und ein Schlag da. Nie mit den Händen, sondern mit Schlagstöcken aus Holz. Und dann mit Füßen. Obdachlose nehmen in zwei Situationen die Körperhaltung eines Embryos ein: beim Schlaf, wenn sie irgendwo unter einer Brücke liegen, und wenn sie verprügelt werden. Meine Skinheads waren wie eine vorbeifahrende Lokomotive. Keine Parolen,

keine Sprüche. Nur das Testosteron musste besänftigt werden, und das Adrenalin sollte raus. Vielleicht hatte an diesem Tag einfach nur ihr *Dojo* geschlossen. Auch sie waren nur Junkies, so wie ich nun einer war. Bei mir war es Alkohol, bei ihnen die Berührung, die Unterwerfung, die Selbstwahrnehmung. Die Gewürze jeder Gewalt. Sie schienen zwei oder drei zu sein. Ich dachte wieder an Evelyn. Als ich sie fragte, was sie am *Spanking* anmacht, sagte sie: »Ich fühle mich nicht betäubt. Es macht mich vollkommen wach.«

Sie hatten nicht die Absicht, mich zu töten. Sie hatten auch keine Wut, die sie unkontrolliert und rasend machte. Sie mussten einfach nur Dampf ablassen, und ich war zur Stelle. Ich, der Untermensch. Vielleicht noch schlimmer als ein Jude, denn für sie war ich ein Deutscher, der sich gehen ließ, der stinkend und besoffen durch die Gegend taumelte. Ein öffentliches Ärgernis. Ein wandelnder Schandfleck, der jedem den Magen umdrehte. Damals dachte ich: sie sind wie Tiere, wie Fleischfresser, die nun ein vegetarisches Opfer fanden und damit spielten. Heute bedauere ich sie viel mehr. Es ist keine leichte Last, die Aufgabe auf den Schultern zu tragen, ein Schwachkopf in einer olivgrünen Bomberjacke zu sein und so sein Tagewerk zu erfüllen. Jemand muss die Drecksarbeit machen. Ein bestimmter Teil der Welt besteht aus neurotischen Idioten und Spinnern, deren einzige Aufgabe darin besteht, unsere Lücken im Schicksal zu schließen. Judas und Pilatus mögen einen sehr kleinen Fanclub haben — aber macht sie das minder notwendig? Diese Menschen mögen wie Ungeziefer erscheinen. Aber sie testen uns jeden Tag. Sie prüfen unseren Hass, der uns vergiftet. Sie treten in unser Leben, mit der Absicht, unsere Zähne auszuschlagen — und damit zu prüfen, ob wir eher meinen, die Welt sei nicht in Ordnung, aber wir dagegen schon, oder ob wir denken, dass die Welt durchaus in Ordnung ist und wir es nicht sind. Es ist unser gutes Recht, vor dieser Prüfung wegzulaufen. Aber auf die eine oder andere Art wird sie unvermeidlich bleiben. Skinheads, Autounfälle und HIV. Die Welt ist in ständiger Bewegung. Alles fließt. Und nur die Schläfer unter uns meinen, sie hätten damit nichts zu tun.

Sie traten noch zehn Mal nach mir und liefen weg. Ich war der Star meines kleinen *Clockwork Orange*.

Es gab hier genug Passanten, doch niemand wollte sich mit mir beschäftigen. Ich hätte auch Angst gehabt, mir selbst eine Mundzu-Mund-Beatmung geben zu müssen. Apythia hatte wirklich die richtige Frage gestellt.

Doch nach einer Weile spürte ich eine Hand auf meinem Ellbogen.

Ich sah hoch und blickte in die Mandelaugen einer charmanten Asiatin. Ausgerechnet sie sollte nun bestraft werden mit dem unerträglichsten Gestank, den ein Mensch hergibt. Ich dachte an die Japanerin Satoko im Haus der Kraniche, die von Jürgen, meinem versoffenen Umzugshelfer angequatscht worden war. Als würde alles noch mal passieren, nur mit anderer Rollenverteilung. Jemand hat einmal zu mir gesagt: »Wenn du es schaffst, dich ganz ruhig zu verhalten und dabei sehr achtsam bist, kannst du es sehen. Sehen, wie sich alles um uns in Mustern verwebt und wie alles mindestens zweimal passiert.«

Die Japanerin trug ein weißes Sommerkleid und eine schwarze Schirmmütze aus Vinyl. Um ihren Hals hing eine Lederschleife mit einem Fotoapparat. Während sie mich hochzog, bemerkte ich ihre zierlichen Füße in sauberen weißen Schuhen. Um ihren Fußknöchel hing ein keckes Kettchen. Die Vertreterin der geruchsempfindlichsten Nation auf der Erde zog mich tapfer hoch. Ich stand wankend vor ihr und röchelte ein vollkommen debil anmutendes »Domo arigato«.

Wann immer sie über ihre Reise nach Europa nachdenken wird, es werden wohl diese Bilder in ihrem Kopf auftauchen. Hässliche Männer, die einen genauso hässlichen Kerl auf der Straße verprügeln.

Sie rückte ihren Fotoapparat zurecht und brabbelte etwas, das ich nicht verstand. Dann zwang sie sich zu einem Lächeln und eilte davon, als wäre es ihr peinlich, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt zu haben.

Die Begebenheit war irgendwie typisch für mein Leben. Diese Dinge begegnen mir wie Löwenzahnsamen, die vom Wind an mir vorbeigetragen werden.

Ich schleppte mich erst mal in den Eingang eines Hauses, um dort auszuruhen. Ich fühlte mich, als hätte ich den Dritten Weltkrieg überlebt. Die Schläge hatten mir nicht sehr gut getan. Meine Lippe blutete, und mein ohnehin recht lädiertes Magen tat noch mehr weh. Wenigstens drangen die zahlreichen blauen Flecken und Prellungen in diesem tauben Körper kaum zum Gehirn durch.

Als ich mich dabei ertappte, wie ich die flache Glasflasche gerade an meine Lippen setzte, hielt ich inne. Ich bin noch nicht einmal vierundzwanzig Stunden in diesem Körper, und schon verpasse ich den Augenblick, an dem ich beschließe, mich zu besaufen. Es geschieht bereits unterschwellig und als lebenserhaltender Reflex. Ich schleuderte die Flasche von mir und sie zerbrach.

»Das wirst du noch bereuen«, brummte ich. »Aber scheiß drauf.« Ich wollte die Situation anders anpacken. Es war Zeit, etwas voranzukommen. Es war Zeit, eine Rochade auf dem Spielbrett zu ziehen.

Ich fand zuerst die Bahnhofsmission, wo ich genüsslich eine Kartoffelsuppe mit zwei Brotscheiben verschlang. Dort fragte ich nach gebrauchten Kleidern. Sie verwiesen mich an die Caritas und ich taumelte dorthin weiter.

Meine Erklärungen, dass ich ein Mensch bin, der mit dem Alkohol Schluss gemacht hat und wieder in der sozialen Leiter aufsteigen möchte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Einer der Sozialarbeiter kam sogar auf mich zu und meinte: »Dass Sie das schaffen, aus eigenen Stücken zu uns zu kommen, Herr Grünwald, hätte ich ehrlich gesagt nie gedacht.«

Und so konnte ich eine lange, intensive Dusche genießen, versuchte dabei meinen kaputten Körper, dessen Anblick ich kaum ertrug, mit möglichst viel Seifenschaum zu bedecken und ließ das warme Wasser in mein Gesicht prasseln. Anschließend bekam ich einige alte Hosen und Hemden, die ich dann mit einer Spende von einigen Euro quittierte. Das machte aus dem Bettler keinen Prinzen. Noch immer war ich ein fertiger, krank wirkender Typ mit einer kaputten Leber. Doch die ständige Druckwelle von Gestank war verschwunden, und der Bart ein wenig gestutzt. Die langen, ergrauten Haare band ich mit einem Haargummi zusammen und sah plötzlich mehr wie ein gealterter Hippie aus als wie ein Landstreicher.

Als ich die Sozialarbeiter verließ, dachte ich daran, dass ich als junger Jan-Marek Kámen stets die Tendenz hatte, zuerst das Schlechte an einem System zu sehen, während ich nun, als hilfsbedürftiger Obdachloser einen neuen Blick für das Gute gewann. Ich werde sicher nie darum verlegen sein, den Leuten meinen Pessimismus um die Ohren zu hauen, gewappnet mit drei oder vier Nietzsche-Zitaten, die mir Manzio auf den Weg gab. Doch in jenem Augenblick, in dem Sie ausgehungert auf eine Sitzbank sinken und jemand einen heißen Teller Suppe vor Sie stellt, in der Schnittlauch und Hühnchen unter großen Fettaggen schwimmen, hat das alles keine Bedeutung. Ich mochte von großen pompösen Augenblicken gebannt und belehrt worden sein, doch genießen durfte ich stets nur die kleinen Dinge im Leben. Die einfachen Momente, die keines Seminars und keiner Analyse bedürfen.

Abends kehrte ich noch einmal zum Bahnhof zurück. Während ich hektisch meine Suppe auslöffelte, dachte ich plötzlich daran, dass der Mann, dem dieser Teller galt, der Mann, der den Willen hätte haben sollen, diese nach einfacher Seife

duftende Kleidung abzuholen, bereits tot war. Ich war ein Trickbetrüger, der in seinen Körper geschlüpft war. Tränen traten in meine Augen, die ich mir nicht erklären konnte. Doch das Wichtigste können wir uns nie erklären. Unsere umfangreichen Theorien sind zumeist auf das gerichtet, was mit uns wenig zu tun hat, da wir so ungern ans Eingemachte gehen. Ich konnte einfach nicht begreifen, warum Klaus Grünwald nicht seine alten Knochen hierher bewegt hatte, um die Sozialarbeiter um Hilfe zu bitten. Weshalb er stattdessen ein Stück Kabel um ein Heizungsrohr wickelte und eine Schlinge daraus drehte, um seinen roten, faltigen Hals hineinzustecken.

Nach dem Essen lehnte ich mich zurück und dachte nach. Draußen auf dem Bahnsteig eilten in grellem Rot gekleidete Sanitäter mit schweren Plastikkoffern vorbei in Richtung der großen, grünen Datev-Reklame. In der Bahnhofsmission saß noch eine Handvoll anderer Leute, meistens Kerle wie ich, einsam versunken über ihren Tellern, in einer seltsamen Mischung aus Phlegma und Scham. Zwei gutgelaunte Damen in weißen Schürzen wischten die zerkratzten, grauen Plastiktablets mit einem feuchten Tuch ab. Ich begriff, dass meine Erfahrung, wie lehrreich sie auch sein mochte, nicht den Erfahrungen dieser Menschen glich. Für mich konnte eine Hühnersuppe mit einer harten Brotkante einer Epiphanie gleichkommen, für diese Menschen war es eine kurze Pause in einem alltäglichen Überlebenskampf. Ich wusste, ich konnte nicht ihrem Pfad folgen, so wie ich mich in dem Krankenhaus nicht der Herausforderung der Behinderung gestellt habe, sondern lieber ins Jenseits floh. Es war keine Feigheit, es war Bestimmung.

Ich bedauerte, keinen geheimnisvollen Schlüssel mehr zu haben. Wie gerne wäre ich nun zum Kölner Hauptbahnhof gefahren und hätte dort falsche Pässe, Geldbündel und in Büchern eingelegte Schusswaffen abgeholt. Ich wusste, sie waren da — doch diesmal nicht für mich. Mein Geld hätte für ein Zugticket nach Worms nicht mehr gereicht, und so taumelte ich in eine Telefonzelle, rief die Auskunft an und sprach nur wenige Minuten später mit Theophil Schorm, dem einzigen Theophil Schorm in ganz Worms und vermutlich in ganz Europa.

»Können Sie mich abholen?« röchelte ich in die Sprechmuschel.

»Wer sind Sie?« fragte er verblüfft.

»Michael schickt mich«, erklärte ich und überlegte, ob das die Wahrheit war.

Die Aussage verfehlte ihre Wirkung nicht. Es knisterte etwas dramatisch in der Leitung, dann meldete sich Schorms Stimme erneut.

»Wo sind Sie?«

3.07 Theophil Schorm

Einige Stunden später saß ich in seinem Auto und ratterte auf der A61 nach Worms.

Sein Wagen war nicht nur alt, sondern auch noch klapprig. Ich fand, dies war ein Beispiel für Sparsamkeit an falscher Stelle und eine vollkommen überzogene Demonstration der engelischen Tugenden. Ich hatte nicht erwartet, dass ein Kerl, der für die Engel arbeitet, mich in einem Maserati abholt, doch ungeachtet allen Retro-Charmes, war ein Borgward Isabella, Baujahr 1961, ein recht starkes Stück. Die Kiste machte nach ihrem langen und vermutlich ereignislosen Leben gerade mal hundertfünfzehn Stundenkilometer.

Schorm war beinahe siebzig und wirkte nicht wie ein Gelehrter, sondern wie ein Typ, der sein Leben lang in einer Fabrik gearbeitet hatte und nun endlich Zeit fand, sich dem wichtigsten Ding im Universum zu widmen: der Pflege von tropischen Zierfischen in einem Aquarium. Er trug ein gestreiftes Hemd mit einem dünnen ärmellosen Pullover mit V-Ausschnitt, und für einen Augenblick dachte ich, dass er sich beim selben Caritas-Schneider einkleiden ließ, wie ich.

»Was ist Ihr Gebiet?« fragte ich ihn, während hinter uns erneut ein ungeduldiger BMW-Fahrer seine Scheinwerfer aufblendete.

»Mein Gebiet?« fragte er verwundert und drehte stoisch an dem großen Lenkrad.

»Ich dachte, Sie seien ein Wissenschaftler.«

»Sie haben recht. Eigentlich bin ich Theologe. Aber unter den gegebenen Umständen ist das mehr eine Fassade. Ich arbeite seit vierzig Jahren für die Hierarchie.«

»Die Hierarchie?« sprach ich ihm nach. »Sie meinen wie bei Dionysius Areopagita?«

Er nickte und überholte mühsam den nächsten Lastwagen.

»Waren sie jemals drüben?«

»Nein«, rief er lachend aus. »Ich meine, natürlich schon, eine Million mal sicherlich, aber nicht so, wie Sie denken. Es wäre eine unvergleichliche Häresie. Umso erstaunlicher, dass Sie...«

Er blickte mich kurz an, mit diesem freundlichen Gelehrtenlächeln, das verriet, dass er im Grunde keine Ahnung hatte, was ich in seinem Auto tat.

»Ich bin da irgendwie zwischen die Parteien geraten«, erklärte ich, ohne selbst besonders gut zu wissen, was ich sagte. »Sie kennen das ja... Kerygma, Lux Aeterna, Oktagon Foundation.«

Theophil Schorm nickte verständnisvoll.

»Bevor ich mich versah, war ich mit einem gewissen Paul Lichtmann im Jenseits. Doch es stellte sich heraus, dass er nicht mein Freund war. Dann kam ich vor den Erzengel Michael, und der ließ mich wieder gehen.« Ich konnte nicht fassen, dass ich einen derartigen Unsinn redete und auch noch tief davon überzeugt war, dass es die Wahrheit war. »Er sagte, er *werfe kleine Fische zurück in den Teich*. Er verwies mich sogar an Sie und sprach von einer göttlichen Nahrung, die ich durch Sie bekäme.«

Der Wagen machte einen Schlenker.

»Sie meinen, Erzengel Michael will, dass ich Ihnen das *Manna* zur Verfügung stelle?«

»Manna? Ich weiß nicht, ob er das meinte. Er sagte: *Nach deiner Rückkehr wirst du Ambrosia speisen, und dann wirst du verstehen.*«

»Kein Zweifel!« rief Schorm aus. Die Brille auf seiner Nase zitterte. »Wer sind Sie nur? Die Ambrosia wurde seit Jahrzehnten nicht mehr verabreicht. Ich bin der letzter Wächter der göttlichen Nahrung.«

»Manna ist doch das Zeug, das den Israeliten half, die Wüste zu überstehen.«

»Ja, ja, das ist eine der vielen Darstellungen. Profanisiert, wie so vieles. Bei Jesus ist das Manna jedoch das Brot des Lebens. Er benutzt es als Metapher für die göttliche Energie, die uns alle durchströmt.«

»Ah ja? Und das soll ich essen?«

»Das Empfangen göttlicher Energie zeichnet sich durch Wissen und Klarheit aus«, erklärte der Gelehrte nervös. »Eine wirklich zutreffende Beschreibung findet sich unerkannterweise an einer ganz anderen Stelle. Lesen Sie Hesekiel, Kapitel 3.«

»Werde ich tun«, erwiderte ich etwas verstockt.

»Das Manna war viele Jahrhunderte im Besitz der Essener«, fuhr Theophil Schorm fort.

»Die Essener?« fragte ich und stellte mir dabei eine Sekte im Ruhrgebiet vor.

»Die Essener waren eine religiöse Gemeinschaft, die kurz vor Christi Geburt existierte. Sie waren die Hüter zahlreicher Geheimnisse und eins davon war die *Nahrung der Engel*. Haben Sie noch nie etwas von den Schriftrollen vom Toten Meer gehört?«

»Vage«, gab ich aufrichtig zu.

»Der Historiker John Marco Allegro war der Wahrheit dicht auf der Spur. Er arbeitete in der wissenschaftlichen Kommission, die in den fünfziger Jahren mit der Untersuchung der Schriftrollen beauftragt war. Doch er beharrte auf dem Standpunkt, alle Erkenntnisse der Welt mitzuteilen, was die anderen Forscher ihm recht übel nahmen. In einem seiner Bücher beschrieb er die Ähnlichkeit mit psychedelischen Substanzen. Im zwanzigsten Jahrhundert kamen nur drei Menschen in den Genuss dieses Lichts. Einer von ihnen, wie hieß er noch...? Young... Arthur M. Young. Er kam zu mir während einer...«

»Und was macht diese Nahrung der Engel?«, wechselte ich das Thema, da ich das Gefühl hatte, dass er sich zu verzetteln begann. »Offensichtlich nicht den Bauch füllen.«

»Das ist richtig. Die Ambrosia oder das Manna war dafür gedacht, eingeweihten Gefolgsleuten die wahre Geschichte der Menschheit zu vermitteln. Doch als die Welt den Schatten in die Hände fiel und alles durchdrungen wurde von Zweifel und Disharmonie, gab es nur wenige, denen die Hierarchie den Verzehr von Ambrosia zutraute. Michael muss große Hoffnung in Sie setzen.«

Oder er ist verzweifelt, dachte ich und brummte stattdessen: »Damit steht er sicher ganz alleine. Er meinte, ich soll ein Buch schreiben, doch vermutlich haben die mich nur aufgezogen...«

»Engel machen keine Witze«, belehrte mich Schorm.

»Vielleicht doch. Unfreiwillig«, meinte ich müde. »Der eine hatte auf jeden Fall ein Talent dafür. Wie hieß er noch? Es fühlt sich alles wie ein Traum an, als könnte es alles wieder aus meinem Gedächtnis verschwinden. Manakel. Manakel war sein Name.«

»Sie haben mit Manakel gesprochen?« stieß Schorm aus und schlug fröhlich auf das Lenkrad. »Ich habe lange nichts mehr von ihm gehört. Aber ich bin glücklich, dass er noch existiert!«

Er fummelte während der Fahrt an dem nachträglich eingebauten Kassettenspieler. Schließlich rastete die Kassette ein und nach einigen Augenblicken erklang Musik.

Der Sound war deutlich älter als der Borgward Isabella. Es musste sich um einen Schlager aus der Zeit vor dem Weltkrieg handeln.

»Gefällt Ihnen das?« fragte Schorm und drehte sogleich lauter, während aus den Lautsprechern tönte: *Wir gehn' so leicht am großen Glück vorbei und lassen uns das Schönste oft entgehen. So manche Liebe bleibt Liebelei, immer wieder heißt es nur ›Lebwohl‹ und ›Auf Wiedersehen´.*

»Was ist das?«

»Willi Forst in einem Lied von Michael Jary. Ganz großes Kino, sage ich Ihnen«, erklärte er.

Draußen wurde es langsam dunkel, und Willi Forst besang dazu die Traurigkeit verpasster Momente: *Wir suchen oft das Glück am falschen Ort, doch wenn wir's merken, dann ist es zu spät...*

Ich lehnte mich zurück, verschränkte die Arme auf der Brust und beobachtete die Felder auf beiden Seiten der Autobahn. Das flache Sonnenlicht ließ sie in einem satten Braun und Orange leuchten.

»Was meinten Sie vorhin damit, sie seien froh, dass es Manakel noch gibt?«

»Auch der größte Engel kann verschwinden, wenn niemand mehr da ist, der an ihn glaubt«, sagte Theophil Schorm mit dem Tonfall eines Werbeslogans. Vermutlich war es für ihn unvorstellbar, dass ich derart ahnungslos war.

»Sie meinen...« Nun blickte ich ihn verwundert an. »Sie meinen, die Engel, die Dämonen, das ist alles nur ein Ergebnis menschlicher Vorstellungskraft?«

»Bei Ihnen klingt das so ominös«, erwiderte er, ohne auf sein geduldiges Lächeln zu verzichten. »Wenn es niemanden mehr geben sollte, der Manakel auch nur einen frommen Gedanken widmet, wird dessen Energie für ein Betreten dieser Welt nicht mehr reichen. Irgendwann wird er nicht mehr sein und zu jenem diffusen Zustand zurückkehren, dem er entstammt.«

»Das ist sehr verwirrend«, wandte ich ein. »So gab es keine Engel vor dem Menschen? Sie sind nicht aus der Ewigkeit gemacht?«

»Doch, sie sind höhere Wesen, geordnet in göttlicher Hierarchie, die schon lange hier war, bevor die Menschheit entstand. Doch die Menschen gaben ihnen durch ihre Existenz Ausprägung und Komplexität.«

»Und Bedeutung...?«

»Ho-ho!« rief Schorm aus. »Fangen Sie bloß kein Gespräch über das Anthropische Prinzip mit mir an.«

»Und manche Engel betreten die Menschen bei ihrer Geburt?«

»Sie begleiten die Seele ins Diesseits. Das nennt man den *natalen Pfad*.«

Er hielt kurz inne und sah mich an.

»So richtig viel Ahnung haben Sie ja noch nicht«, bemerkte er ernst. »Ich wüsste gerne, was Michael dazu bewog, Sie auf eine Mission zu schicken.«

»Vermutlich Mitleid«, erwiderte ich und straffte defensiv die Arme auf meiner Brust. Ich fragte mich, was das mit der Mission bedeuten sollte.

»Sie müssen verstehen, dass Engel nur auf zwei Arten diese Welt betreten können. In Form von sogenannten Erscheinungen, was nicht ungefährlich ist für jene Menschen, die dem Engel in seiner wirklichen Ausprägung zu nahe kommen...«

»Rilke«, unterbrach ich ihn. So besonders klar war mir die Bedeutung nicht, doch ich hatte das bei Manakel abgeschaut und wollte sehen, wie es funktioniert.

»Ja, genau«, stimmte mir Schorm zu. »Oder über die Manifestation in einem Körper. Doch der Engel muss dazu den natalen Pfad der Seelen wandern, um so in das Leben zu gelangen. Er muss durch die natürliche Geburt diese Welt betreten. Die Dämonen haben hier einen klaren Vorteil: sie können durch entsprechende Riten in erwachsene Menschen inkarnieren. Da spricht man dann in vielen Kulturkreisen von *Besessenheit*. Beim Verlassen des Körpers ist es dann genau umgekehrt. Engel können einen Leib sofort verlassen — nur der Wunsch dazu genügt. Doch der Wirt stirbt dann, da weder der Körper, noch die Seele ohne den Geistbezug im Diesseits bestehen können. Menschlicher Geist, göttlicher Geist. Hauptsache Geist. Der Dämon dagegen kann nur durch komplizierte Rituale hinausgetrieben werden — ob er es nun will oder nicht.«

»Oh mein Gott«, sagte ich.

»Sie sagen es. Die Schöpfung als Dualität.«

»Nein, ich meine...« Ich rang nach Worten. »Ich meine, all die Geschichten, die man hört, über mittelalterliche Inquisitoren, die bei unschuldigen Menschen Besessenheit oder einen Bund mit dem Teufel diagnostizierten.«

»Da wird wohl manchmal was dran gewesen sein«, stimmte er mir zu.

»Und die Engel haben das gutgeheißen? Folter und Verbrennung?«

Schorm seufzte.

»Das ist lange her. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Engel sich nie auf die ideologische Spitzfindigkeit der Menschen einlassen. Wir können doch nicht erwarten, dass sie, die Boten Gottes, unsere Motive teilen, nicht wahr?«

Ich wusste nicht so recht, was er damit meinte und bohrte nicht weiter nach. Schorm nahm konzentriert die Ausfahrt von der Autobahn. Zu unserer Linken tauchten die Lichter von Worms auf, während auf der anderen Seite, im Westen, das späte Sonnenlicht nur noch einen undeutlichen, roten Streifen hinterließ.

Seine Wohnung war nicht minder exzentrisch, als sein Erscheinungsbild. Es gab einen einzigen Schrank, der offensichtlich der Aufbewahrung von Kleidung diente. Alles andere wurde von Bücher- und Zeitschriftenstapeln dominiert. Ich nahm einige Bände in die Hand und stellte fest, dass es hier schwierig sein würde, etwas unterhaltsames zu finden. Ich überflog die Buchrücken: *Das trojanische Pferd in der Stadt Gottes* von Dietrich von Hildebrand, *Ethik* von Spinoza und sogar ein Buch mit dem Titel *The Physics of Angels* von Matthew Fox und Rupert Sheldrake. Theophil Schorm war nicht nur ein Hüter der Ambrosia, er war auch der Beobachter unserer Welt und ein Wächter über unsere Einstellung gegenüber jenen Strömungen, Werten und Ideen, die mit den Engeln zu tun hatten. Er sammelte Wissen und erwog den Stand der Menschheit — vielleicht so, wie es vor über zweitausend Jahren die Essener taten.

»Hier ist der Tee«, holte mich seine Stimme wieder ins Hier und Jetzt.

Ich nahm die Tasse mit abgeblättertem Lack entgegen. Es war ein Souvenir aus der Vatikanstadt, gekauft vermutlich in jener Zeit, als man in Rom *Ein Herz und eine Krone* drehte.

»Wie ist denn Ihre Position gegenüber der Katholischen Kirche?«

Schorm räumte einige Bücher von dem roten Holzstuhl, der aussah, als wäre er vor Jahren aus einer Kindergarten-Kantine geraubt worden, und bedeutete mir, mich zu setzen.

»Mein lieber Jan-Marek, ich habe keine Position zu irgendetwas«, erklärte er mir geduldig. »Ich bin wie ein Thermometer. Ich messe die Temperatur im Zimmer, ich mache sie nicht, und ich bewerte sie nicht.«

Ich wollte einwenden, dass das eine recht simple Sicht der Dinge sei, doch ich verkniff es mir.

»Wir müssen noch heute Nacht los. Tagsüber gibt es keine Möglichkeit das Tabernakel zu erreichen«, erklärte er mir, während er an seiner Tasse schlürfte.

»Sie haben es nicht bei sich?«

»Ich habe es seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen«, erwiderte er. »Ich könnte morgen an einer Straßenkreuzung sterben, und dann würde die Polizei meine Wohnung durchsuchen. Nicht auszudenken, wenn die Ambrosia in die falschen Hände von Nichteingeweihten fiel. Nein, es muss versteckt sein. Diese Stadt ist perfekt dafür.«

»Weshalb?« fragte ich mit einem debilen Gesichtsausdruck.

Er sah mich überrascht an und sein Lächeln mischte sich mit gerunzelter Stirn. »Sie sitzen in der ältesten Stadt dieses Landes. Wussten Sie das nicht?«

»Ach so«, log ich. »Natürlich weiß ich das. Ich ahnte nur nicht, dass Sie sich darauf beziehen.«

Wir tranken aus und plauderten, während der alte Wächter einige Gegenstände in eine schwarze Tasche stopfte.

»Wohin gehen wir eigentlich?« fragte ich ihn, nachdem ich auf dem Tisch eine freie Ecke gefunden hatte, die groß genug war, um dort die leere Tasse abzustellen.

»St. Peter«, äußerte sich Schorm geheimnisvoll. »Der Dom von Worms.«

Ich vermutete, das sollte bei mir einen Effekt auslösen oder einen Groschen zum Fallen bringen, doch das tat es nicht, und so nickte ich nur bedeutungsschwanger. Umgekehrt zeigte Schorm kein Interesse, meine ganze Geschichte zu verifizieren. Entweder war er der leichtgläubigste Mensch der Welt, oder er es gab hier Zusammenhänge, die sich mir einfach entzogen.

Wir parkten vor einem Versicherungsgebäude unweit des Doms. Ich stieg aus und sah mich um. Auf der anderen Straßenseite befand sich ein Brunnen, auf dessen Spitze ein Siegfried aus Stein über dem Lindwurm triumphierte. Über den Häusern vor uns ragten die stoischen Türme der Basilika und umschlossen das Kirchenschiff wie zwei kräftige Schenkel. Die Nachtbeleuchtung war eingeschaltet und tauchte das riesige Bauwerk in ein warmes Orange.

»Eine echte Patchwork-Kirche«, sagte Schorm mit leiser Stimme. »So oft zerstört und wieder aufgebaut, dass man es kaum glauben kann. Hier findet man immer etwas neues.«

Nach nur wenigen Schritten standen wir direkt vor dem Dom.

»Ein romanischer Grundriss mit einem Querschiff«, erklärte er weiter mit gedämpfter Stimme, doch mit der pädagogischen Überzeugung eines Menschen, der sicher war, mein ganzes Leben wäre ruiniert, wenn ich nun keine angemessene Fremdenführung erhielt. »Gotische Fassade. Sehr aufwendige Restaurierung.«

Er zeigte mit seinem Finger irgendwo in die Dunkelheit hinein.

»Die ursprüngliche Kirche wurde von Franken erbaut, die aus der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern zurückkehrten. Sie ahnen gar nicht, wie viele Engel und Dämonen bei dieser Schlacht dabei waren. Gehen wir mal auf die andere Seite, zum Südportal.«

Der Hüter der Ambrosia begab sich zu einem Seiteneingang, der direkt in das Querschiff führte und über eine symmetrische Doppeltreppe erreicht werden konnte.

»Halten Sie mal etwas Wache, wären Sie so gut?« wandte sich Schorm an mich, während er mit einem dicken Schlüsselbund rasselte.

Ich drehte mich um und beobachtete die nahe Straße. Es war kurz nach zwei Uhr morgens und nur einige einsame Autos fuhren vorbei. Auf das blaue Schild mit der Aufschrift »Andreasstraße« hatte sich ein schwarzer Rabe gesetzt und beobachtete uns lustlos. Außer ihm und der zierlichen Statue von Bischof Burchard, der bei Regen und Schnee vor dem benachbarten Eingang die Menschen begrüßte, schien es niemanden in unserer Nähe zu geben.

Ein leises Poltern am Eingang meldete mir, dass Schorm inzwischen die Tür geöffnet hat. Wir traten ein.

Die Dunkelheit im Dom erinnerte mich an das Jenseits. Die Innenbeleuchtung war abgeschaltet, doch die Scheinwerfer draußen ließen subtiles Licht ins Innere der Kirche dringen. Ich hatte das Gefühl, mich in vollkommener Stille zu befinden. Schließlich spürte ich Schorms Hand an meinem Ellbogen. Er zog mich sanft hinter sich her, bis wir vor einer weiteren Tür standen. Es war eine einfache, schlichte Pforte, die er schon bald mit einem Schlüssel aus seinem Bund öffnete. Nun kramte er aus seiner schwarzen Tasche eine Lampe hervor und schaltete sie ein.

»Stoßen Sie nichts um. In dem Seitenraum zur Sakristei ist gerade eine Ausstellung über Domorgeln.«

Ich schob mich vorsichtig zwischen den Ausstellungstafeln hindurch. Wortlos passierten wir die Reihen der Kirchenbänke. In der Dämmerung brach sich das Licht an den streng geformten Pfeifen des Orgelprospekts.

An der Rückseite des Doms angekommen, reichte mir Schorm eine kleine Taschenlampe und begann leise klappernd seinen Schlüsselbund abzusuchen. Ich schaltete die Taschenlampe an und sah mich um. Jemand hatte eine Kirchenbank vor eine sehr alte, massive Tür gestellt. Ein mächtiger Klopfring hing daran und ein schweres Hängeschloss aus Stahl. Neben der Tür befand sich eine kleine Skulptur, die ich mir näher ansah. Die Beschreibung auf der Wandtafel erklärte mir, dass es sich um einen Weihealter von 200 n. Chr. handelte, mit der Darstellung des römischen Neptuns.

Inzwischen hatte Schorm die Tür geöffnet. Erstaunlich gut geölt, ging sie ohne Quietschen oder Ächzen auf. Wir betraten den engen Korridor und Schorm verschloss die Tür hinter uns. Nach wenigen Metern bog der Gang nach links und führte zu einer Treppe nach unten.

»Vorsicht«, warnte er. »Die Treppe ist steil. Normalerweise haben hier nur Historiker und Archäologen Zugang.«

Es war eine grobe, unbequeme Wendeltreppe. Eine von der Art, die einen bis nach unten rollen ließ, machte man den Fehler, hier auszurutschen. Während wir nacheinander heruntergingen, wunderte ich mich darüber, mit welcher Selbstsicherheit der so zerstreut wirkende Professor hinab marschierte. Auch in ihm steckte offensichtlich mehr, als das Auge sah. Ich ließ während des Abstiegs meine Hände über die rauen Wände gleiten, um dadurch mehr

Balance zu finden. Mein abgewrackter Körper war langsam von all der Aufregung überfordert, und ich hätte mich am liebsten irgendwo in die Ecke gesetzt und einen Weinbrand in mich rein gekippt. Ich hasste in diesem Augenblick den Alkohol und tat mich schwer damit, diese Lektion zu begreifen. Zumindest war ich froh, dass Schorm nicht mehr auf mich einredete und ich ihm versunken hinterher taumeln konnte.

Wir erreichten eine recht kleine Zelle, die mehr einer Höhle ähnelte als einem von Menschenhand geschaffenen Raum. Schorms Taschenlampe tänzelte an den grauen Wänden.

»Die Saliergräber«, erklärte er. »Doch wir wollen noch tiefer...«

Er hielt plötzlich kurz inne.

»Haben Sie auch etwas gehört?«

»Nein«, erwiderte ich und drückte langsam seine Taschenlampe aus meinem Gesicht.

»Haben Sie nicht Angst, dass Archäologen zufällig Ihr Geheimnis entdecken?«

»Diese Angst wäre unbegründet«, erwiderte er. »Sie werden sehen.«

Wir bewegten uns weiter durch einen inzwischen recht engen Tunnel. Meine Ellbogen und Schultern schleiften an dem Gemäuer um mich und ich stellte mir die seriöse Frage, was wohl passierte, wenn Schorms Taschenlampe aus derselben Generation stammte wie sein Borgward Isabella und plötzlich inmitten dieses Kamins den Geist aufgab.

Wir kamen ans Ende des Gangs und erreichten eine kleine Gruft, in deren Mitte sich der Wächter hinkniete. Er studierte eine Weile den Boden und schien den Staub weg zu pusten. Ich reckte meinen Hals und versuchte herauszufinden, was er da eigentlich machte. Da packte er bereits einen kleinen Keil aus seiner Tasche, trieb ihn zwischen zwei Platten und offenbarte nach wenigen Augenblicken ein schwarzes Loch im Boden.

»Ich hasse das«, sagte ich nur und sank neben ihm auf die Knie.

Die Leiter war aus altem Holz und gab Geräusche von sich, deren Natur nicht dazu beitrug, mein Vertrauen in den Ausgang dieser mysteriösen Expedition zu stärken. Als wir unten ankamen, war es schon außerordentlich eng. Die Luft

schmeckte alt, kalt und staubig, und die Decke war so niedrig, dass ich mich nur vorgebeugt bewegen konnte. Ich rutschte erst mal in die Hocke.

»Ich kann nicht mehr«, keuchte ich. »Sie müssen verstehen... Dieser Körper, den ich hier bekam.«

»Rasten tut man im Jenseits«, meinte Schorm und klopfte mir auf die Schulter.

»Haben Sie eine Ahnung!«

»Es sind nur noch zwanzig Meter.«

Er ging unnachgiebig weiter und ich folgte ihm, öfter auf allen Vieren, als aufrecht. Am Ende der Katakombe befand sich ein kleiner Raum. Dort stand eine Truhe. Sie war nicht abgesperrt und in der Tat wäre hier ein Vorhängeschloss überflüssig gewesen. Entweder man fand diesen Ort, oder man fand ihn nicht.

Theophil Schorm öffnete die Truhe und nahm einen Bündel Kerzen heraus. Erst jetzt sah ich, dass in den verstaubten Boden ein Kreis eingeritzt war. Schorm stellte die Kerzen entlang des Kreises auf. Ich zählte insgesamt zwölf Stück.

»Setzen Sie sich hinein«, bat er mich. Ich rappelte mich noch einmal hoch, trat vorsichtig in den Kreis, tunlichst darauf achtend, dass ich keine der Kerzen umtrat, und sackte im Kreismittelpunkt erschöpft zusammen.

»Die Ambrosia ist nicht versteckt in einem konventionellen Raumzeitkontinuum«, erklärte Schorm, während er die Kerzen anzündete. »Dafür ist es zu wertvoll.«

Als alle Kerzen brannten, schaltete er die Taschenlampe ab. Meine Augenlider wurden schwer und die Müdigkeit hatte begonnen, die Aufregung zu übertrumpfen. Ich saß vor ihm, umgeben von Kerzenlicht, und versank in meinen Bart.

»Objekte aus dem Hyperraum, der Heimat aller höheren Wesen. Mental interaktiv...«, hörte ich Schorm euphorisch flüstern. Ich öffnete müde meine Augen und beobachtete ihn schweigend. Ich kam mir plötzlich wie ein Tier, denn wie ein Mensch vor. Schorm hatte etwas aus seiner schwarzen Tasche hervorgeholt. Er platzierte drei kleine, kristallartige Gegenstände gleichmäßig entfernt auf dem Kreis und zog sich dann in eine Ecke des Raums zurück. Er begann etwas zu murmeln, und ich stellte nach einer Weile fest, dass die Kristalle langsam aufglühten. Sie strahlten ein blaues Licht aus, das ich bereits im Jenseits gesehen

hatte und das offensichtlich unter besonderen Umständen im Diesseits erzeugbar war.

»Wenn Sie drüben sind, müssen Sie aufstehen und zu der Lichtsäule gehen. Darin befindet sich die Ambrosia. Nehmen Sie nur eins heraus und verspeisen Sie es sofort. Danach kehren Sie in den Kreis zurück.«

»Was machen wir hier?« fragte ich plötzlich und spürte die Gänsehaut auf meinen Armen. »Was werde ich dort finden?«

»Vitriol!« rief der Gelehrte und rückte seine Brille zurecht. »*Visita interiora terrae rectifiando invenies occultum lapidem!*«

»Ich spreche nicht lateinisch...«, stöhnte ich.

»Der Leitsatz der Alchemisten!« erklärte er hastig. »Suche das Untere der Erde auf, vervollkomme es, und Du wirst den verborgenen Stein finden!«

»Der Stein der Weisen?«

»Sal, Mercur, Sulfur!« rief er, während sich zwischen ihn und mich ein seltsamer Lichtschleier schob. »Salz, Quecksilber und Schwefel! Die Welt!«

Ich hörte sein Lachen in der Ferne verhallen. Gleichzeitig wurde es zunehmend verzerrt und klang schließlich wie ein dröhnendes, elektronisches Geräusch.

Einige Herzschläge später war ich bereits von dem blauen Licht vollständig eingehüllt, und die Welt um mich war verschwunden und wieder aufgetaucht. Ich befand mich in einem anderen und doch demselben Raum. Theophil Schorm und die Kerzen waren nicht mehr da und die Wände strahlten jenes schwache Licht ab, das ich aus Thanatopolis kannte. Auch die seltsame, trockene Stille war mir vertraut.

Nur zwei Schritte entfernt befand sich in der Ecke des Raums die Lichtsäule. Sie war grünlich und hatte eine konkave Form. An ihrer dünnsten Stelle schwebte ein farbloser Würfel, der aussah, als wären seine Seiten aus Spiegeln.

Keuchend kämpfte ich mich hoch und trat auf unsicheren Beinen an diese ungewöhnliche Erscheinung. Langsam streckte ich meine Hand aus und berührte zögerlich den in der Lichtsäule schwebenden Würfel. Er gab meinem Druck nach, doch als ich meine Hand wegzog, ordnete er sich wieder ein in die perfekte Mitte des Lichts ein. Ich griff erneut hinein und nahm den Würfel vollständig heraus.

In meiner Hand lösten sich drei seiner Seiten auf und gaben den Blick ins Innere frei. Ich sah auf seltsame kleine Kugeln, die wie Samen oder Pilzknollen aussahen. Unter normalen Umständen hätte ich niemals eines dieser Dinge in meinen Mund gelegt. Ich nahm eine Ambrosia heraus und hielt sie forschend zwischen meinen Fingern. Der Würfel verschloss sich erneut und ich legte ihn in die Mitte des Strahls. Von Zauberhand geführt korrigierte er seine Lage und verharrte schließlich schwebend an seiner alten Stelle. Ich trat zurück und setzte mich wieder in den Kreis. Die drei Kristalle glühten noch leicht, und als ich Platz nahm, verstärkte sich ihr Leuchten sofort wieder.

»Was soll's...«, brummte ich vor mich. »Das wird sowieso nicht mehr normal...«

Ich steckte die seltsame Knolle in meinen Mund, zerbiss sie mit schmerzenden Zähnen und schluckte die bittere Substanz hinunter.

Fragment: Engelsnahrung

Die Explosion schien alle meine Nervenbahnen gleichzeitig zu erfassen. Ich konnte entfernt spüren, dass mein Atem schneller wurde und meine Beine begonnen hatten, unkontrollierbar zu zucken. Der Diamant, der vor meinen Augen in tausend Muster und Facetten zerrissen wurde, zog mich in sich hinein, bis ich nur noch von Lichtstrukturen und komplexer Geometrie umgeben war.

Mein Körper fühlte sich fern und unwirklich an. Die Lichter hingegen spürte ich als die einzige Wirklichkeit.

Ich wusste, ich war in Gottes Gewächshaus.

Plötzlich empfand ich klar und deutlich die Gegenwart jener Kraft, die mit einem bärtigen Mann auf der Wolke darzustellen, infantilem Schwachsinn gleichkam. Und dann begann sich alles zu strecken und zu zerreißen und ich begriff, was Schorm mit Hyperraum meinte. Es war die ursprüngliche Welt der höheren Wesen, die wir Menschen eines Tages mit unserem Geist und unserer Abstraktion in unsere eigene Dimension evozierten — als Engel und Dämonen. Sie besaßen keine Form und keine Zeit hier — sie waren wie Lichtpunkte, die mit einer schnellen Kamera in unzähligen Momentaufnahmen fotografiert wurden. Sie bewegten sich und standen still zugleich. Ein endloses, lebhaftes Daumenkino. Ein Teil der Punkte und Lichterketten schien die Bewegungen unentwegt zu verlangsamen und in einem spiralförmigen Gebilde erstarren zu lassen, während die andere Hälfte der Punkte das Gebilde beschleunigte, zerriss und zerstreute. Natürlich war es nicht das, was da war: das Ding an sich. Es war die einzige Art, in der meine begrenzte Gedanklichkeit instande war, diese Dinge abzubilden.

Die Lichter begannen sich zu verteilen, wie durch eine Zauberhand gelenkt. Links horteten sich die dynamischen, beweglichen Punkte, die roten und feuriggelben, während rechts von mir die blassen, ruhigen Lichter in einer seltsamen Ruhe schwebten und beinahe unbewegt drifteten.

Es war als bestünde nun ein Keil oder Hymen zwischen diesen beiden Daseinsformen.

Bald beruhigten sich die Farben um mich und gaben einem intensiven Schwarz nach, in dem ich hilflos zu schweben schien. Beide Lichtergruppen verschwanden. Sie wichen einer vollständigen Finsternis. Blickte ich in eine unendliche Weite, in der es kein Licht gab, oder wurde meine Sicht so sehr

eingeeengt, dass es nichts mehr zu sehen gab? War etwa eine Welt ohne Licht gar keine Welt?

Es fühlte sich an wie die Zeit zwischen dem Stimmen der Instrumente im Orchestergraben und dem ersten Schlag des Taktstocks. Ominöse Stille. Unbestimmte Zeit.

Dann geschah mit einem stummen Puls all das, was den Unterschied zwischen Nichtsein und Sein ausmachte. Ein weißes Aufleuchten, das gänzlich geräuschlos die Welt erhellte. War ich Zeuge des Urknalls? Es war keine singuläre Explosion, die aus einem zentralen Punkt das Universum auseinander riss. Es erschien mir viel mehr wie eine Art Fluktuation, die bereit in einem vorhandenen Medium an Tausenden oder Millionen Hyperorten stattfand. Gleichzeitig und doch nicht ganz gleichzeitig.

Für eine kurze Zeit war alles Licht. Ein Licht, das in Jahrmilliarden auch mein Gesicht berühren wird, irgendwo an einem Ort fern von hier.

Das Plasma um mich herum kühlte eilig ab und alles Sichtbare verdunkelte sich rasch. Vor mir formte sich ein leuchtender Punkt, der in drei Richtungen zu Linien auseinander floss. Muster entfalteten sich aus dem Punkt und mit ihnen erwuchs mein Begreifen. Ich begann die Welt zu verstehen. Plötzlich ergab alles einen Sinn. Die Funktionalität der Welt, ihre Beschaffenheit, ihre Zusammenhänge. Ich sah, dass es drei Welten gab, die sich ergänzten und gegenseitig in seltsamer Weise überlagerten.

Die gedankliche Welt: eine Welt des reinen Geistes, ohne Zeit, nicht greifbar physikalisch, doch voller Potential. Eine unfassbare Kompression der Möglichkeiten, bereit in einem Geysir der Gedanken und Ideen hinaus, in die greifbare Welt zu schießen.

Das Jenseits: die Welt der Seelen — eine Zone erfüllt mit Zeit ohne Raum. Und doch voller realer Erfahrung. Metaphysisch. Emotional. Zusammengesetzt aus Erinnerungen, die wie ein Echo verblassten und doch mit jeder neuen Ankunft wieder erstarkten.

Das Diesseits: die Welt der Körper — raumzeitlich und physikalisch. Die wahre Arena, in der alle Schlachten geschlagen werden. Von der Entstehung bis zum finalen Augenblick.

In der Mitte dieser drei Zonen strahlte weiterhin der helle Punkt seine Energie auf die drei Realitäten, die sich immer mehr ineinander falteten.

Es war ein punktierter Initialfunke für alle Dinge, die in den drei Zonen stattfanden. Es war der metaphysische Nukleus, die Gottmaschine.

Ich schrie auf, als würde die verratene Sentimentalität von Milliarden von Menschen in mir aufbrechen. Als wäre ich an ein Kreuz genagelt und würde erkennen, dass die Tränen vergeblich sind.

Dann begann sich das gesamte Muster, dieses dreifaltige Mandala, zu verändern. Ich begriff, dass lediglich das gesamte Wirklichkeitsgebilde begonnen hatte zu kippen, mit der unteren Region — dem Diesseits — zu mir, während die anderen beiden Regionen — die Geistwelt und die Seelenwelt — langsam nach hinten fielen. Das gigantische Abbild wurde dadurch schmal wie die Kante einer Münze. Ich verstand die Übung sofort. Der so entstandene Streifen zeigte die perfekte Überlagerung, die perfekte Gleichzeitigkeit aller drei Welten, durchdrungen von vier Bausteinen des Seins: Intuition, Gefühl, Gedanklichkeit und Wahrnehmung — alle katalysiert durch das komplexeste Objekt im Universum: das Gehirn. Das war die Welt, wie wir sie alle sahen. Eine unendliche Vielfalt an Interferenzen der geistigen, seelischen und körperlichen Existenz.

Ich starrte auf das Schöpfungsbild, das gigantische Diagramm des wahren Universums, das mein Blickfeld ausfüllte und mich unentwegt in dessen Mitte zog. Der Realitätsstreifen wurde größer und breiter. Ich begann Konturen und Formen zu erkennen. Vertraute Muster. Zahlen und Symbole. Gestalten und Gesten.

Und ich wusste, dass Michael nicht zu wenig versprach. Ich wusste.

Ich wusste: es war einmal eine Schöpfung und die entstand. Warum kann ich nicht sagen. Ich war nicht dabei und die, die mich darüber belehren wollen, auch nicht. Doch ich weiß, dass sich der Schöpfer nach dem Einschalten der Scheinwerfer von der Bühne zurückzog. Wie ein Regisseur, der das begonnene Stück aus der Ferne betrachtet.

Die Theodizee war einfach nur Unsinn.

»Phantastisch«, flüsterten meine Gedanken, während ich all diese wundersamen Dinge sah.

In der einen Welt formte sich der Geist und strukturierte sich zu Geistern — mit dem Potential unendlicher Abstraktion und Komplexität. Das zeitlose Gefühl für Raum. Ein Anteil am Wissen der Welt, doch von einem Augenblick auf den anderen auslöschar. Des Schöpfers durchsetzungsstärkstes und zugleich zerbrechlichstes Werk.

In der anderen Welt formten sich die Seelen — befähigt nur zu einer Sache: der Wahrnehmung und dem stetigen Driften zwischen der eigenen Heimat und

dem Diesseits. Kosmische Mantarochen ohne Geist, doch dafür aufgeladen mit der Energie des menschlichen Gefühls.

In der dritten Welt entstand das Universum, so wie wir es sehen und kennen. Die Raumzeit. Die Naturgesetze. Der Weltraum.

Und in dieser Welt entstanden Menschen, die das Bindeglied zwischen diesen drei Welten darstellten. Doch auch andere Wesen. Ich sah Lichtstreifen, die über den Umweg des Jenseits ganze Sternensysteme überbrückten und wusste plötzlich, dass es niemals interstellare Raumfahrt in der Form geben wird, wie das 20. Jahrhundert es sich oft erträumt hatte.

Ich nehme nicht an, dass der Regisseur dieser Schöpfung Leidenschaft kennt, doch wenn er sie kennen würde, es wäre sicher eine Leidenschaft für die Vielfalt aller Dinge. Und damit diese Vielfalt stets gewahrt bleibt, begann sein Theaterstück mit dem Auftritt zweier Kräfte, die den Antrieb dieser Welt darstellen und die einfachste Morphologie des Geistes aufzeigen. Und mit diesen beiden entgegengesetzten Kräften entwickelt diese Welt sich bis heute fort.

Die eine Kraft beruhigt die Dinge, und die andere versetzt sie in Bewegung. Die eine Kraft einigt, und die andere spaltet. Die eine gewöhnt und die andere verändert. Die eine bedeutet Ordnung, die andere das Chaos.

Beide sind unvereinbar und doch kann die eine ohne die andere niemals existieren. Jede dieser beiden Kräfte hat Tausende Namen, und doch ist es stets mehr ein Gefühl, wenn es darauf ankommt, sie zu beschreiben.

Und deshalb belegen wir sie seit Jahrtausenden mit Eigenschaften und bewerten sie, je nachdem wie es uns gefällt oder wer uns gerade die Wahrheit ins Ohr flüstert.

Und je komplexer wir die Welt gestalten, desto komplexer erscheinen diese beiden Kräfte uns. Je weniger wir uns selbst verstehen, desto schwerer können wir sie begreifen.

Das gekippte geometrische Bild schien sich in meinen Geist einzubrennen. Dann — als hätte eine höhere Macht es entschieden — schoss es auf mich zu, oder vielmehr wurde ich in das leuchtende Muster hineingezogen.

Eine Reise begann. Raum und Zeit verdichteten sich um mich, als wäre ich in einem Geschichtsllexikon gefangen, dessen Seiten jemand schnell unter seinem Daumen blättern lässt und nur sporadisch und scheinbar wahllos an einigen Stellen anhält.

Ich flog tiefer und tiefer und überquerte unbegreifliche Landschaften, architektonische Wunder, Bauwerke von sagenhaftem Detailreichtum. Die

Farben des Himmels wechselten von tiefem Rot zu strahlendem Gelb und dann zu kaltem, dunklen Blau. Danach von einem sattem Orange zu giftigem Grün und schließlich zu einem erdrückenden Violett. Ich raste über Häusern und Gebäudekomplexen, die mir nicht einmal irdisch erschienen.

Dann sah ich die Wüste. Trockene Flussbetten und in Hitze flimmernde Felsbrocken. Eine Anhöhe. Dahinter Berge. In scharfen Kämmen ungeordnet, zeugen sie vom undurchsichtigen Plan der Natur. Doch davor die leibhaftige Ordnung zu Pferd. Der *Signifer* der römischen Legionäre umklammert den Bannerstab. Sein Kopf ist mit einem Bärenfell verziert. Unter seinen Händen rennen dünne Schweißrinnsale an dem hölzernen Stock entlang. Das raue Sonnenlicht bricht sich an den Helmen des versteinerten Gefolges. Sie sprechen nicht — sie atmen nicht. Worauf warten diese Recken, warum hält der Erste Speer die Hand über der Stirn, warum werden seine Augen zu dünnen Strichen und sein Mund hart und trocken, wie abgekühlte Lava?

Ich schütze mit der Hand meine Augen vor der Sonne und beobachte das stumme Schauspiel.

Die Pferde schnauben vereinzelt und wenden unruhig den Kopf hin und her. Der *Erste Speer* lässt seinen Blick entlang des Horizonts wandern. Er trägt einen purpurroten Umhang und seinen Bronzehelm schmücken dichte Federn. Sein Kinn ist stark, die Nase robust, der Körper geschützt von einem Brustpanzer. Die Füße stecken in genagelten Sandalen. Nur die Oberschenkel sind frei und drücken sich autoritär gegen die Flanken des Pferdes. Der Arm hält streng die Zügel, und sein Tier wagt kaum zu atmen. Er ist geduldig. Eine Gabe, die ihm die Jahre verliehen haben.

Hoch über uns, in der endlosen Bläue, schweben Geier. Ihre Schwingen sind ruhig und wölben sich an ihren Enden sanft nach oben. Auch ihre Geduld resultiert aus der Erfahrung der Jahre, der Jahrtausende. Sie wissen, wann es sich lohnt zu kommen. Sie häufen sich und werden mehr und mehr.

Der *Primus Pilus* wünscht sich einer von ihnen zu sein. Aus ihrer Höhe und mit ihren scharfen Augen könnte er bereits die Zukunft sehen.

Einer der Legionäre rutscht langsam und vorsichtig von seinem Pferd herab. Er geht auf mich zu, und unter seinen Sandalen knirscht das heiße Geröll.

Der Himmel verdunkelt sich und plötzlich wird die Welt um uns in eine kalte Nacht getaucht, die meine Umgebung wie die Oberfläche eines Mondes aussehen lässt. Die restlichen Reiter sehen wie dunkle Skulpturen aus. Die Planeten am Himmel, die Galaxien und Sternhaufen erscheinen nahe und

zusammengerückt, wie ein unbegreiflich großes Planetarium. Mit offenem Mund betrachte ich die kosmische Schönheit in ihrer langsamen fließenden Bewegung. Ich fühle mich fremd in dieser Welt und gleichzeitig ein Teil von ihr. Einen Moment lang vergesse ich den römischen Soldaten vor mir.

Er starrt mich lange an. Die anderen Legionäre scheinen ihn nicht zu beachten, als ob auch seine Handlung für sie unsichtbar ist.

Ich erwidere seinen Blick, mustere seine geschnürten Sandalen, den glänzenden Helm und das kurze Schwert an seiner Seite. Noch immer glaube ich, dass er Objekt und ich Subjekt bin. Dass er nur eine Leinwand ist, ohne mich, den Zuschauer, sehen zu können. Doch etwas in mir ahnt den närrischen Irrtum.

Plötzlich teilen sich seine Lippen und eine sanfte Stimme erklingt: »Es gibt zwei Arten von Menschen in deiner Zeit. Es gibt jene, die glauben, dass sie alleine im Universum sind und somit im Mittelpunkt von Gottes Aufmerksamkeit stehen. Die zerbrechliche Pflanze inmitten von kalter Finsternis.«

Es mutete befremdlich an, dass ein alter Römer zu mir in den Worten meiner Zeit sprach. Doch ich habe inzwischen gelernt, dass alles in den Spiegeln ist.

»Dann gibt es die andere Gruppe«, fährt der Legionär fort und wendet sich mit einem bedeutsamen Blick dem Kosmos über unseren Köpfen zu. »Diese glauben, dass die schier unglaubliche Anzahl an Galaxien und Sternhaufen, die endlose Weite des Weltraums es statistisch unbestreitbar macht, dass es Tausende oder Hunderttausende Welten gibt wie die eure. Bewohnt von intelligenten Zivilisationen, die euch mehr oder minder ähnlich sind.«

Erneut betrachte ich die Tiefe der Sternensysteme und erinnere mich an all die seltsamen Bauwerke und Strukturen, die ich zuvor wahrgenommen hatte.

»Du stehst nun hier, um die Wahrheit zu erfahren. Das Geheimnis des Fleisches. Es ist nicht die Wahrheit aller Dinge, denn wie könnte ein nackter Affe wie du sie erfassen?«

Starr musterte ich ihn und wagte es nicht, mich zu rühren, während er mit seiner weichen Stimme und dem strengen Blick fortfährt.

»Beide Gruppen irren sich im Bezug auf das Leben im Kosmos. Die erste Gruppe irrt sich, da sie glaubt alleine im Weltraum zu sein, was lediglich Unsinn ist. Die andere Gruppe irrt sich, weil sie an Abertausende bewohnte Planeten glaubt. Doch die Wahrheit ist: es gibt nur sehr wenige kosmische Lebensräume. In Milliarden von Sternensystemen gibt es nur eine kleine Handvoll bewohnbarer Planeten. Sie sind das größte Wunder, dessen das Universum fähig ist.«

Er hält kurz inne, schweigt, als wollte er mir Zeit geben, das Gesagte zu verarbeiten.

»Es ist ein natürlicher Effekt dieser Biotope, dass sich dort früher oder später höhere Intelligenz entwickelt. Doch dies darf niemals für den Preis des Biotops geschehen. Das Auftreten ist verhältnismäßig schnell und spontan. Auch wenn sie sich als ein Fehlschlag erweist und beseitigt wird, wird früher oder später eine andere intelligente Zivilisation an ihrer Stelle entstehen. Ihr seid ersetzlich. Ein lebensfähiger Planet ist hingegen die Frucht des Universums. Selten, wertvoll und heilig. Ihr Menschen werdet nie verstehen, was dieses Wort bedeutet, denn dies geht über das Geheimnis des Fleisches weit hinaus.«

Ich war perplex von diesen Auskünften. Es war nicht das, was ich erwartet hatte, doch es machte eine Menge Sinn.

»Fragen«, sagte er karg und blickte mich schweigend an. »Wer seid ihr?« fragte ich. »Wer seid ihr wirklich?«

»Das, was uns durchströmt, was uns ausmacht, ist nicht von dieser Welt. Einst waren auch wir sterbliche Wesen. Doch wir wurden nicht zu den Zerstörern unseres Lebensraums, besessenen von Geld und Zeitverschwendung. Und so durchstreifen wir den Kosmos und begleiten jene, die unreif sind und eine Gefahr für ihre eigene Welt darstellen. Für uns ist das Jenseits ein Tor in andere Welten. Zwischen einzelnen Sternensystemen liegen unüberbrückbare Entfernungen, die ein leibliches Reisen beinahe unmöglich machen. Doch durch das Jenseits können wir die entlegensten Planeten dieses Universums erreichen, zwischen Sternensystemen und Galaxien reisen, in die Leiber der dortigen Wesen inkarnieren und Einfluss auf ihre Zivilisation nehmen. So wie wir es in deiner Welt seit Jahrtausenden tun.«

»Sie beherrschen und manipulieren uns, ohne dass wir es wissen«, denke ich bei diesen Worten.

Als ob er meine Gedanken lesen kann — und das tut er vermutlich — fährt der Legionär fort: »Wir sind hier, unter euch, weil ihr euch nach uns gesehnt habt. Es ist eure Bestimmung, uns aus dem Engelsstaub zu erschaffen, uns herbeizurufen, und es ist unsere Bestimmung eurem Rufen zu folgen. Unsere Mission zum Schutz der Biotope und eure Sehnsucht nach unserer Aufmerksamkeit erscheinen wie ein Widerspruch — doch ich versichere dir, sie sind es nicht. Ihr seht euch nach Geborgenheit, nach Frieden und nach einem Sein ohne Angst. Und wir bauen ein Reich, das diese Sehnsucht stillt. Wir ordnen die Welt für euch, machen eure Frauen zu den Müttern eurer Sippen und

sorgten für volle Kornspeicher. Doch jedes Mal, wenn ihr den Lockungen der Dämonen nachgebt und alles zerstört, werdet ihr rastlos und unglücklich. Wir entstammen direkt dem Gottgeist, dem spiritus. Die Inferni sind nur ein hässliches Nebenprodukt der unvermeidlichen Baryogenese. Bastarde, die euer Verderben planen. Wir wissen, was gut für euch ist. Der einzige Daseinszweck der Anderen besteht nur darin, euch zu prüfen und für das Reich der Engel wachsen zu lassen. Der Paradigmenwechsel ist die einzige Alternative zu eurer vollständigen Eliminierung. Es ist unsere Aufgabe das Reich der Liebe zu erschaffen und eure Aufgabe die Dämonen in euch zu vernichten. Wenn der Glaube zur Gewissheit wird und der Zweifel ausgemerzt, dann werden Engel unter den Menschen existieren und von jedem erkannt und gesehen. Das ist das Mirillium, das Neue Zeitalter, das Reich des Wunderns, der Juwel am Ende der Reise. Nur dann ist das Ziel dieses einen Universums erreicht.«

»Wann?« flüstere ich heiser. »Wann wird es diese Zeit geben?«

»Nach eurer Zeitrechnung sollte dieses Zeitalter im Jahr 2125 begonnen haben, oder niemals stattfinden.«

»Und falls wir versagen?« hauche ich leise aus.

Der Legionär schweigt mit ernstem Gesicht. Dann tritt er noch einen Schritt näher und sein hartes kantiges Kinn sieht bedrohlich aus.

»Zu diesem Zeitpunkt werdet ihr euch entweder gewandelt haben, oder nicht mehr sein. So oder so ist die Zeit des alten Menschen vorüber. Der Planet muss unter allen Umständen bewahrt werden. Ihr seid nur temporal. Ich bestreite nicht euer Potential. Doch solange ihr euer Gleichgewicht nicht erreicht habt, seid ihr nicht die Priorität. Euer Biotop ist es hingegen. Trage das zurück in die Welt hinaus. Wir, die Engel, werden euch vernichten, ungeachtet dessen, welche rührende Vorstellung ihr von uns habt. Ihr seid nicht der Mittelpunkt des Geschehens!«

Der kosmische Himmel über uns verwandelt sich übergangslos zurück in ein blendendes blaues Gewölbe ohne Wolken.

Ich möchte noch mehr fragen, doch der Legionär hat genug gesagt. Er steigt wieder auf sein Pferd, gliedert sich mit seinem Blick in die Reihe ein, als wäre nichts passiert.

Über dem Horizont wird eine andere Gruppe Geier sichtbar. Sie kreisen mit derselben Geduld, doch das Ziel ihrer Erwartung ist nicht auszumachen, da es sich hinter dem Hügel befindet. Der Erste Speer mustert die Geier versunken.

Plötzlich erklingt seine Stimme. Halblaut, doch auf eine seltsame Art und Weise für jeden hörbar.

»Sie kommen.«

Der Augenblick, in dem sich die beiden Geierscharen vermischen, rückt näher. Noch ist nichts zu sehen.

Ich halte mir wieder schützend die Hand über die Augen und frage mich, was geschehen wird, wenn sich die kreisenden Vögel am Himmel begegnen.

Doch dann zerbricht das Bild vor mir und ich fühle, als wäre in meinem Gehirn der Keilriemen gerissen. Verzerrte Rosenblüten aus Lichtern und Blitzen rasen an mir vorbei. Meine Vision ist im Begriff, mich zurück in die Realität auszuspucken. Am Ende breitet sich ein enges schwarzes Nichts um mich aus. Wie Tusche, die sich langsam in ein Tischtuch hinein saugt.

3.08. Celeste

Menschen, die sich ihr Leben lang mit Alkohol, Zigaretten und billigem Kaffee vergiften, neigen leicht dazu, Drogen zu verteufeln und sich entsprechende Slogans auf die Türen ihrer Autos zu kleben. Doch keiner dieser Menschen könnte auch nur in einem zusammenhängenden Satz erklären, weshalb die in ihrer Perfektion unanfechtbare Natur Moleküle entwickelt, die niemals mit der restlichen Welt in irgendeiner Weise interagieren, außer sie betreten den Stoffwechsel und das Gehirn des Homo sapiens. Zugegeben, das mit dem ›sapiens‹ erscheint von Jahr zu Jahr mehr lachhaft und ist historisch vollkommen unbeweisbar, doch ich weiß inzwischen um dessen Potential. Dieselben Leute würden nicht erklären können, weshalb Sucht ein derartig zentraler Antrieb unserer Existenz ist. Sie würden vermutlich raten, mehr Sport zu treiben, um den Kopf freizukriegen. Aber sind Sportler nicht die schlimmsten Maso-Junkies von allen?

Ich hatte den überzeugenden Beweis erhalten, dass zumindest die Engel, die doch in der christlich-jüdisch-islamischen Welt eine ebenso unanfechtbare Autorität darstellen, keine Kostverächter sind, wenn es auf starke Psychedelika kommt. Die Ambrosia war ein Trip, der einem nicht nur den Teppich unter den Füßen wegriss, vom Hocker haute, die Schuhe auszog — und jede andere Metapher erfüllte, die ein Weltbild beschrieb, das gerade auf den Kopf gestellt wurde.

Meine Metamorphose näherte sich der nächsten Phase. Die Dämonen hatten meinen Körper verändert, die Engel nahmen sich nun meinen Geist vor.

Doch ich hatte keine Zeit über diese unirdische Erfahrung nachzudenken, denn meine Landung von diesem galaktischen Flug gestaltete sich unerwartet. Ich war wieder zurück in der kleinen, kargen Zelle und sah, dass ich mit meinem Gezappel den Großteil der Kerzen umgestoßen hatte. Die drei kleinen Kristalle waren verschwunden. Sie waren im Hyperraum geblieben. Sie waren vermutlich Charons Preis für die Überfahrt, oder es gab irgendeine energetische Erklärung für diesen Vorgang.

Ich rieb mir das Gesicht und drehte mich zur Seite, um Schorm anzusehen. Doch ich erstarrte in meiner Bewegung, denn ich erkannte, dass wir nicht mehr allein waren.

Sie mussten Oktagon sein. Die schwarzen Anzüge ließen es vermuten. Trotz des schwachen, flackernden Lichts der Kerzen sah ich den Kalk, Staub und Mörtel an den Ellbogen und Knien ihrer teuren Kleidung. Falls sie darüber wütend waren, verbargen sie es hervorragend.

»Eine erstaunliche Täuschung«, flüsterte einer der beiden. Er hielt Schorm mit seinem linken Arm umschlungen, wie ein Mädchen in einer dunklen Seitenstraße. Doch in seiner rechten Hand ruhte eine große Pistole, die er dem Wächter gegen den Nacken drückte.

»Es muss mit irgendwelchen Kraftfeldern zu tun haben...«, murmelte der andere. »Aber wo ist die Quelle...?«

»Unwichtig. Wir brauchen seine Tasche.«

Schorm machte bei diesen Worten Anstalten sich zu winden, doch der Arm des Oktagon-Mannes zog sich wie der Muskel einer Python noch fester um seinen Brustkorb zusammen.

»Pockengesicht«, äußerte sich sein Partner. »Reich uns des Wächters Tasche.«

Es dauerte einige Sekunden, bis ich begriff, dass ich gemeint war.

Unwillig griff ich nach Schorms Gepäck und zuckte dabei erschrocken zusammen. In der Ecke des Raums kauerte eine junge Frau. Ihre beiden Handgelenke waren mit einem Kabelbinder gefesselt.

Ich hatte sie nach der Landung von meinem Trip nicht gesehen, denn sie saß hinter mir, in dem Schatten, den mein Oberkörper auf sie warf.

»Nur keine Sorge«, meinte der Oktagon-Mann. »Die Satansbraut tut dir nichts.«

»Wir sind nicht euch gefolgt, sondern ihr«, ergänzte sein Partner. »Und nun ist Erntezeit.«

Der verhärtete Verdacht stieg in mir auf, dass sie beide engagierte Kokainkonsumenten waren. Ich blickte für einen Moment in die Augen der Frau. Nun, da ich etwas beiseite gerückt war, reflektierten sich die Kerzen in ihren Pupillen und ließen rundherum ein schmutziges, doch anmutiges Gesicht erkennen. Ihr Haar war kurz und zerzaust, gespickt mit Staub und Mörtel.

Ich erinnerte mich an die leibliche Monstrosität, die sich nun mein Körper nannte und malte mir den ersten Eindruck aus, den ich auf sie machte. Genervt griff ich nach der Tasche.

Ich drehte mich zu den Oktagon-Männern, um ihnen Schorms Gepäck zu reichen. Der Wächter sah mich mit einer gerunzelten Stirn und einem roten Kopf an, in eindeutiger Ablehnung meiner Handlungsweise.

Und dann brach das Chaos aus.

Der Tritt, der mich in die Mitte meines Rückens traf, beförderte mich direkt in die Arme des zweiten Oktagon-Manns. Nur Schorms verdammte Tasche klemmte zwischen seiner und meiner Brust. Er stieß mich grob beiseite und griff unter sein Jackett, offensichtlich, um seine Waffe zu ziehen.

Zeitgleich trat die junge Frau mit einer einzigen elastischen Körperbewegung alle noch brennenden Kerzen beiseite und tauchte den Raum in tiefste Dunkelheit.

»Taschenlampe!« schrie einer der Oktavons. Doch die Nerven seines Partners schienen weniger robust zu sein, denn er öffnete ein blindes Feuer. Ich drückte mein Gesicht in den Staub, während jemand grob über meinen Rücken stieg.

Die Kammer war kleiner als 16 Quadratmeter, ein Domizil a la Le Comte de Monte-Cristo, und wir befanden uns darin zu fünft. Der Kampf, der nun folgte, glich mehr einem Tumult. Einer der Oktagon-Männer röchelte und schien erfolglos nach Luft zu schnappen, während die Frau vor Schmerzen aufschrie. Für einen Augenblick roch ich den leicht modrigen, verstaubten Odor, der eindeutig zu Schorm gehörte. Er kroch an mir vorbei, um wieder in den Besitz seiner Tasche zu gelangen.

Ich streckte meinen Arm aus und fühlte den teuren, straffen Stoff von Boss oder Armani. Ich griff fester danach und erkannte, dass ich nun den Kragen eines der Männer hielt. Mit einem Ruck riss ich den Mann in meine Richtung.

Für einen Augenblick war ich überrascht, wie stark mein neuer, wenn auch abgewrackter Körper war. Mit meiner Faust schlug ich nach unten und traf etwas Hartes. Meine Knöchel schmerzten auf, doch ich schlug und schlug und schlug. Dann stieß etwas mit mir zusammen, das nur eine Lokomotive sein konnte, denn ich flog rückwärts und prallte gegen die Wand. Mein Kopf fühlte sich plötzlich sehr warm an und ich schien in einen Teich aus schwarzer Tinte zu tauchen.

Darüber erklangen erneut Schüsse. Einer, zwei, drei, vier. Trocken und dennoch lange in der Ferne der unterirdischen Korridore verhallend.

Dann senkte sich endlich wieder die Stille über diesem merkwürdigen Schauplatz. Ich spürte in meiner Nase den vertrauten Duft von Feuerwerkskörpern.

Als ich wieder erwachte, war es noch immer dunkel. Instinktiv griff ich zu meinem Gesicht, als ob die Möglichkeit bestand, dass um mich Licht war und nur meine Augen verdeckt waren.

Von der gegenüberliegenden Wand drang ein leises Stöhnen zu mir, das langsam zu einem Wimmern modulierte, nur um sich nach einer Weile wieder zu einem Stöhnen zu verwandeln.

Ich richtete mich auf und hustete trocken. Dann suchte ich den Boden ab. Meine Finger fanden bald ein Hindernis. Es war Schorms Tasche.

Ich riss sie an mich und legte sie zwischen meine Knie. Nach einer Weile hatte ich eine Taschenlampe gefunden. Ich schaltete sie hastig ein und überschaute die Situation.

Die Oktagon-Männer waren beide tot. Der eine schien erwürgt worden zu sein, während der andere zahlreiche Schusswunden aufwies, deren klebriges Blut sich inzwischen in dem teuren Anzug vollsog.

Schorm war verschwunden.

Die junge Frau saß mir gegenüber. Ihre Hände waren noch immer gefesselt. Sie drückte ihre Handgelenke gegen den Bauch, während zwischen den zusammengepressten Handflächen unaufhörlich Blut hindurch sickerte.

»Der Mistkerl«, siebte sie verbissen und schmerzerfüllt durch die Zähne. »hat ein Messer gezogen.«

Ich blickte zu Seite und sah, dass der erdrosselte Oktagon-Mann ein Springmesser in der starren Hand hielt, das nun das Licht meiner Taschenlampe reflektierte.

Die Verletzungen der jungen Frau schienen ernst zu sein.

»Wie lange war ich drüben?« murmelte ich und lehnte mich gegen die Wand hinter mir. Ich sah eine der Pistolen vor mir auf dem Boden liegen und hob sie auf. Ich befühlte mit den Fingern den Lauf der Waffe. Sie war noch sehr warm. »Da

trippt man eine Weile und wenn man zurückkommt, ist es hier überfüllt, wie in der S-Bahn am Marienplatz.«

Die Frau antwortete zuerst nicht, sondern ächzte nur leise vor sich hin. Ich leuchtete ihr ins Gesicht.

»Vier oder fünf Minuten«, sagte sie schließlich.

»Vier oder...!?!« Ich starrte in die Dunkelheit. Es waren doch Stunden oder ganze Tage, die ich erlebt hatte.

Ich behielt die Pistole hinter mir in Griffnähe und riss den Ärmel ihres Hemds auf. Auf dem Oberarm fand ich die vertraute Tätowierung. Ein Kreis, mit fünf kleinen Kugeln verziert. Und in dem Kreis eine römische III.

Ich steckte die Pistole hinter meinen Gürtel und nahm einem der Toten sein Messer aus der Hand. Es kostete ein wenig Anstrengung.

Dann feilte ich mit dem Messer eine ganze Weile an dem starken Plastikband, dass die Hände der bewusstlosen Frau zusammenhielt, bis es nachgab. Ihre Handgelenke waren blutig und die Haut stark abgeschürft.

Ich packte sie unter den Schultern. Fluchend und ächzend schleifte ich sie durch den Tunnel. Vor der Holzleiter blieb ich stehen und sah leicht verzweifelt in den Schacht hoch. Ich beugte mich zurück zu ihr und mein Auge fing die markante Blutspur auf, die wir auf dem staubigen Boden hinterlassen hatten.

»Ich schaffe es«, murmelte sie plötzlich. Ich leuchtete ihr ins Gesicht. Sie war blass, und ihre Augenlider hingen auf halbe Höhe.

»Ich habe nichts, um Sie zu verbinden«, wisperte ich. »Aber oben im Auto...«

Sie drückte ihre Hand gegen den Bauch und griff nach einer der Leitersprossen.

Mein Abstieg mit Schorm bis zu der verborgenen Kammer hatte gerade mal fünfzehn Minuten gedauert. Meine Rückkehr dauerte über eine Stunde.

Oberhalb der Treppe verlor die Frau wieder das Bewusstsein. Ich zog sie beiseite und verschloss die Steinplatte. Ich wischte und pustete sogar etwas Staub hin und her, um zu vermeiden, dass man sofort sah, dass sich jemand an der Steinplatte zu schaffen gemacht hatte.

Die Steintreppe war der mühsamste Teil der Geschichte und nachträglich ist es mir unverständlich, wie ich es in meiner lädierten Verfassung geschafft hatte, mit einer verletzten Frau bis in die Basilika hinauf zu kommen.

Nachdem ich den reglosen Körper in den Beifahrersitz gelegt und die Lehne weit nach hinten geklappt hatte, blieb ich erst einmal stehen und lehnte schwer atmend meinen Kopf gegen das Autodach.

Die Erschöpfung und der ungenügende Alkoholspiegel unterstützten kräftig das Gefühl, mich übergeben zu müssen. Ich versuchte dies zu ignorieren und kramte statt dessen im Kofferraum. Ich fand nach einer Weile einen alten Erste-Hilfe-Kasten und nahm ihn ins Auto. Ich verband die Frau recht laienhaft mit Mullbinden, deren dick aufgedrucktes Verfallsdatum ungefähr in meiner Kindheit lag. Doch das kümmerte mich nicht.

»Was für ein Stress«, brummte ich, während ich den Schlüssel in dem zitternden Zündschloss hielt und dabei mit dem Gaspedal pumpte. Die Isabella hustete zwar vor sich hin, sprang jedoch nicht an.

»Der Choke«, flüsterte die verletzte Frau plötzlich und hob kraftlos den Arm kurz an.

Ich zog an dem kleinen Ring und versuchte es noch mal. Das Auto sprang sofort an.

»Ich war jung, als sie jung war«, sagte sie leise mit geschlossenen Augen. Es klang beinahe wie im Delirium. »Sie bräuchte nur paar Reparaturen.«

Wir fuhren zu Theophil Schorms Wohnung. Die Straßen waren noch menschenleer. Im Osten färbte sich der Horizont langsam mit einer rötlichen Blässe.

»Bleib bei mir«, rief ich der Frau zu, während ich versuchte mich zu orientieren. »Wie ist dein Name? Wie heißt du?«

»Celeste«, antwortete sie leise. Ihr Kopf sackte langsam zur Seite und vibrierte an der Fensterscheibe.

Ich blieb direkt vor dem Haus stehen und griff nach einer Decke, die ich zuvor auf dem Rücksitz gesehen hatte. Ich half der Verletzten aus dem Wagen und warf die Decke über sie. Sie taumelte, doch sie war bereit die letzten Schritte zu gehen. Im Apartment fiel sie auf das Bett und stöhnte. Ihre Mullbinde war inzwischen mit Blut durchtränkt.

»Wie können wir deine Leute kontaktieren?« fragte ich sie, doch bekam keine Antwort. Ich schlug unsanft auf ihre kreideweiße Wange. »Hast du einen Game Boy dabei?«

Ich durchsuchte ihre Taschen und zauberte tatsächlich eines dieser wundersamen Dinge hervor. Erschöpft rutschte ich auf den Boden, mit dem Rücken gegen das Bettgestell gelehnt. Ich aktivierte das Gerät. Der Bildschirm blinkte nur kurz und zeigte dann stoisch:

session in process
enter password now

»Eklipse«, sagte ich hastig. Das Gerät war von dieser Eingabe nicht besonders angetan. Auf dem Bildschirm bauten sich enttäuschende Buchstaben auf.

session terminated
wrong password

Ich versuchte es noch paarmal und warf das Gerät dann verärgert aufs Bett.

Eine Weile betrachtete ich Schorms ausgeschalteten Computer. Mein unappetitliches Erscheinungsbild spiegelte sich in dem verstaubten Monitor. Sicherlich hatte er einen Internet-Zugang. Doch ich konnte kaum ahnen, wen ich alles auf den Plan rufen würde, wenn ich diesen Rechner benutzte, um eine Nachricht abzusenden.

Ich erinnerte mich an das Internetcafé, das sich einige Häuserblocks von dem Dom entfernt befand. Ich griff erneut nach dem Schlüsselbund.

Ich taumelte ungehobelt durch die Glastür des Internetcafés und ließ mich vor einem der Terminals auf den Stuhl fallen.

Der junge Kerl an der Kasse warf mir verunsicherte Blicke zu. Er hatte gerade geöffnet und kehrte nun genervt den Boden. Sicherlich sog er kritisch die Luft durch seine Nase ein, um irgendein weiteres Argument zu finden, dass sich die Welt gegen ihn verschworen hat.

Ich rief den Browser auf und tippte kopfschüttelnd *www.extremgeilehausfrauen.de*, die Adresse der Webseite ein. Vor mir öffnete sich eine gewöhnliche Pornoseite. Popup-Fenster sprangen zeitgleich auf und unzählige kleine Animationen tänzelten hin und her und verwiesen mich auf fünf Sachen gleichzeitig. Ich war für die frühe Stunde dankbar. Ein Penner, mit billiger

Seife rausgeputzt, um in einem Cybercafe Pornos zu schauen. Ein preisverdächtiges Motiv für ein zeitgenössisches Foto. Doch es war niemand da, der mir hätte über die Schulter schauen können.

Ich stellte fest, dass die Technik enorme Fortschritte gemacht hatte, seit ich das Diesseits auf dem Dach des Krankenhauses verlassen hatte. Der Bildschirm war groß, flach und die Auflösung war wesentlich höher, als ich es kannte. Ich klickte auf den Menüpunkt »Kontaktanzeigen«. Es wurden sofort weitere Unterpunkte geladen. Die Leitungen hatten in 2004 einiges an Geschwindigkeit zugenommen. Ich fuhr mit den Augen entlang der Navigationsleiste: *Er sucht Sie, Sie sucht Ihn, Er sucht Ihn, Er sucht Paar, Sie sucht Sie, Sie sucht Paar, Paar sucht Ihn, Paar sucht Sie, Paar sucht Paar, TV/ TS, Fetisch — BDSM — NS — KV, Swinger suchen Swinger, Profis & Escort* und so weiter.

Ich klickte auf *Er sucht Ihn*.

Es gab mindestens 200 Datensätze unter dieser Rubrik. Doch was ich suchte, befand sich gleich obenauf. Das Datum der Anzeige war weniger als 24 Stunden alt. Ich klickte auf die Überschrift »*Unerfahrener sucht reifen Mentor*«.

Der gesamte Text der Kontaktanzeige erschien auf dem Bildschirm.

Reizstromklave sucht nach einem reifen Herrn, der mich online erzieht. Ich habe mir dazu ein Reizstromgerät gebaut, das man über das Internet fernsteuern kann. Mit diesem Gerät kannst du mich kontrollieren und strafen. Bei Vertrauen späteres Treffen nicht ausgeschlossen. A.K. in H.

A.K. konnte nur Adam Kadmon heißen und H.? Vielleicht Hamburg. Es mutete wie ein obskurer B-Film an, dass diese Leute eine gefälschte Porno- und Kontaktanzeigenseite verwendeten, um offen miteinander zu kommunizieren. Doch ob es einem gefiel oder nicht: in praktischer Hinsicht ergab das wirklich Sinn. Die Redewendung »Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten« wurde hier wirklich vorbildlich verinnerlicht. Ich hatte nicht vergessen, dass das Oktagon mir nur einige Stunden, nachdem ich einige inkriminierte Begriffe ins *Yahoo!* eingab, einen sehr unfreundlichen Besuch abgestattet hatte.

www.extremgeilehausfrauen.de war als Tarnung seltsam, doch zugleich sehr clever.

Unruhig tippte ich meine Antwort.

Eure Freundin liegt in der Römerstraße 3 in der Wohnung von Theophil Schorm und blutet aus dem Bauch. Wenn ihr nicht kommt, lasse ich einen Krankenwagen kommen. JMK in W.

Ich gab dem Mann an der Kasse einen Fünfeuroschein, ohne zu warten, bis er mir gelangweilt und verkatert vorrechnete, wie viele Cent der neuen Währung ich gerade an einem seiner Computer verbraucht hatte.

Zurück in Schorms Wohnung angekommen, lief ich auf Zahnfleisch. Die unbekannte Frau war wieder bewusstlos. Ich befühlte ihren Puls. Er war schwach, doch die Wunde schien nicht mehr so stark zu bluten.

Auf einem kleinen Schrank stand ein CD-Player und daneben lagen einige Stapel CDs. Ich kramte einige Augenblicke darin. Mindestens ein Dutzend CDs fielen dabei auf den Boden, doch ich achtete nicht darauf. Auf einer selbstgebrannten CD standen mit einem Filzstift geschrieben die Worte: »Lieder für meine Beerdigung«.

Mit der Perfektion eines Betrunknen legte ich die Scheibe auf die Plastikscheibe und drückte die PLAY-Taste.

Aus den Lautsprechern erklang »The Look of Love« von Dusty Springfield.

Schorm hatte das sicher für einen absolut hippen Sound gehalten, gemessen daran, dass er sich meistens Schlager aus den Dreißigern anhörte.

Ich ließ mich rückwärts auf den abgewetzten Sessel fallen und saß dort breitbeinig, die Arme schlaff auf den weichen Lehnen und starrte vor mich hin. Die Pistole hatte ich gutschichtbar auf den kleinen Tisch neben dem Sessel gelegt, direkt auf einen Bücherstapel, dessen oberster Band den Titel »*Akroasis*« trug und von einem Hans Kayser stammte. Das äußerste zu dem ich mich körperlich noch eignete, war das Atmen. Ich sah in den Raum hinein, als befände ich mich am Ende eines langen, dunklen Tunnels. Das Bild begann zu verschwimmen: die Bücherstapel, die an ein buntes Bauklotzmodell von Manhattan erinnerten, das mysteriöse Mädchen auf dem Bett, fahl, wie eine Tapete, mit einem großen roten

Fleck auf dem Bauch, die Teetassen auf dem Tisch, aus den Schorn und ich vor nur wenigen Stunden getrunken hatten.

Als ich die Augen wieder öffnete, lief noch immer Musik. Inzwischen war es das ebenso sanfte »Walk On By« von Dionne Warwick. Ich saß noch immer in Theophil Schorms abgewetztem Sessel. In der Wohnung ging es recht lebhaft zu. Ein Mann beugte sich über dem Bett und untersuchte Celeste. Er ließ sich von einem anderen Mann und einer Frau assistieren. Sie beachteten mich nicht. Im Raum befanden sich noch drei weitere Menschen, in schwarzgrauweißer militärischer Bekleidung. Sie trugen moderne Maschinenpistolen in den Händen. Einer von ihnen stand am Fenster und blickte durch einen Spalt im Vorhang hinaus. Ein anderer sah sofort, dass ich wach war.

»Der Typ ist wach, X-Ray«, meldete er sogleich.

»Ich habe jetzt keine Zeit dafür«, rief der Arzt vom Bett, ohne seinen Blick von Celestes Bauchwunde zu heben. »Ist das Blut endlich aufgetaut?«

»Noch 30 Sekunden«, antwortete die Assistentin, während X-Ray, der Arzt, eine zweite Infusion in den Arm der verletzten Frau einführte und anschließend sanft sein Stethoskop an ihre nackte, kreideweiße Brust drückte.

»Helft mir ihre Hose auszuziehen. Ich muss herausfinden, ob sie Blut im Darm hat.

»Sollten wir ihr Lidocain geben?« fragte ein Söldner, während er die Atemmaske auf das Gesicht der Frau presste und rhythmisch den großen Kunststoffbeutel in seiner Hand knüllte.

»Nicht mit dem Puls. Sie ist jetzt ohnehin weg«, erwiderte X-Ray, der Arzt. Er hob vorsichtig den Schenkel der Frau an und rutschte mit seiner Hand unter ihr Gesäß.

»Sorry, Babe«, flüsterte er und zog seine Hand wieder heraus. Er starrte auf dunkles Blut auf seinem weißen Latexhandschuh.

»Haltet lieber Morphin bereit und eine Injektion mit Thanatol«, ordnete X-Ray an und zog sich missgelaunt die Handschuhe von den Händen.

»Hoffentlich brauchen wir keins von beiden«, fügte er trocken hinzu.

Ich wusste nicht, wie es von hier aus weiterging. Mein Körper fühlte sich noch immer schlapp an, und die Sehnsucht, jetzt anstelle von Celeste auf dem Bett zu liegen, stieg in mir auf. So blieb ich zurückgelehnt sitzen, mit den Händen

schlaff über den Armlehnen hängend, und lauschte apathisch der Musik. Die Situation vor meinem Auge erschien mir distanziert, wie eine Kinoleinwand.

X-Ray studierte die Anzeigen eines medizinischen Geräts, das nun auf dem Bett neben Celestes Kopf lag.

»Sie ist stabil. Den Rest im Elysium«, sagte er schließlich. »Jetzt die Trage.«

Seine Assistenten kamen mit einer gelben Stryker-Trage herein und legten geschmeidig die bewusstlose Frau darauf.

»Der Lastwagen ist bereit«, vermeldete einer der Soldaten.

»Gib durch, dass in genau zwölf Minuten der Hubschrauber starten soll. Wir werden in fünfzehn Minuten da sein«, befahl X-Ray. Er war ein schlanker, blonder Mann mit starken Kieferknochen und einem arroganten Lächeln, das sein Gesicht sogar dann beherrschte, wenn er ernst blickte. Und er blickte ernst, denn etwas schien ihn mächtig zu ärgern.

»Sie war noch nicht so weit! Wieso hat Korvinian zugelassen, dass sie Schorm überwacht? Wieso konnte nicht jemand anders den Wächter beschatten?«

Er wischte sich die Hände in ein feuchtes Tuch ab und nahm mich nun in Augenschein. Die Soldaten verließen die Wohnung. Nur einer blieb. Offensichtlich der Anführer der Einheit.

»Er war ein alter Mann«, sagte er wortkarg.

»Celeste hätte nicht im Feld sein sollen, Sargon«, erwiderte X-Ray, der Arzt, wütend, während er seine Finger auf mein Handgelenk legte und den Puls prüfte.

»Adam sagte, er soll mit«, erklärte er genervt dem Riesen und richtete sich wieder auf. »Ich wüsste gerne, was an ihm so interessant ist.«

Der glatzköpfige Hüne im schwarz-grau-weiß-farbigen Kampfanzug verzog wortlos den Mundwinkel und packte mich am Arm.

Ich wurde ebenfalls in den kleinen Lastwagen verfrachtet. Deutlich unsanfter als Celeste. Aber ich hatte auch keine Wunde im Bauch. Höchstens eine in der Leber, doch diese Herren waren nicht darauf bedacht, hierbei Rücksicht walten zu lassen.

Von außen war der Kastenwagen mit dem bunten Slogan beschriftet:

UNS IST NICHTS ZU BUNT!

CAMODI —CARLOS MOBILES DISCOFIEBER.

DAMIT IHRE PARTY TROTZDEM KLAPPT!

Doch im Inneren befand sich eine medizinische Station. Ich sah flimmernde und blinkende Geräte und einige sehr verdächtig aussehende Schränke aus Metall. Man bedeutete mir, Platz zu nehmen. Ich ließ mich auf eine der Sitzbänke fallen. Nur wenig später hörte ich den Motor aufheulen und spürte die Vibration in meinem Rücken. Der Lastwagen fuhr los. Es dauerte nicht lange und ich schlief wieder ein, zusammengekauert auf der Sitzbank.

Als ich wieder erwachte, stand Sargon über mich gebeugt und stieß mit der Spitze seiner Maschinenpistole in meine Schulter. Ich rieb mir die Augen und sah ihn verwundert an.

»Er ist draußen im Park«, sagte er und trat beiseite.

Ich orientierte mich und stellte fest, dass der Lastwagen stehengeblieben war. Celestes Bahre war leer, und ich erinnerte mich, dass sie über einen Hubschrauber gesprochen hatten. Ächzend stand ich auf und torkelte auf das grelle Sonnenlicht zu, das breit und grob durch die offene Laderaumtür hereinfiel. Ich hielt meine Hand vors Gesicht und kletterte unsicher die Stufen herab.

Ich atmete tief die Herbstluft ein, die trotz der unverhüllten Sonne bereits kühl und rau schmeckte.

3.09 Kerstin

Wir befanden uns am Rande einer Kleinstadt. Das Straßenschild verriet, dass der Ort Hadamar hieß, was mich unweigerlich an eine jemenitische Siedlung denken ließ. Doch danach sah es hier nicht aus. Unweit des Lastwagens befand sich ein kleiner Park mit Sitzbänken und deutlich markierten Abfallkörben. Ich sah zu Sargon. Die Soldaten, die nun in unscheinbare Zivilkleidung geschlüpft waren, beachteten mich nicht. Sie standen neben dem Straßengraben, rauchten und unterhielten sich.

Langsam und etwas angestrengt legte ich die zwanzig Meter zu dem Park zurück, kam an einer Informationstafel vorbei, die mich darüber informierte, dass das nahegelegene Flüsschen Elbbach hieß, die Stadt reizvolle Bauwerke aus dem Mittelalter, der Renaissance und dem Barock besaß und als das Tor zum Westerwald bezeichnet wurde. Ich setzte mich auf die erstbeste Bank und ließ kurz meinen Oberkörper fast zwischen den Knien hängen.

›Einen Drink‹, dachte ich. ›Einen verdammten Drink und alles wäre besser.‹

Als sich das Kind neben mich setzte, blickte ich überrascht auf.

»Mach die Fliege, Mädchen«, röchelte ich. »Ich habe hier eine Verabredung.«
Sie blickte mich streng an.

»Sei nicht lächerlich, Kámen.«

Ich stockte und begann ein paar Dinge zu kombinieren.

»Lichtmann? Paul Lichtmann?«

»Jetzt heiÙe ich Kerstin Koch.«

»Wie ist das möglich?«

»Die Aschewerdung schließt ein derart exotisches Beneficium nicht aus. Normalerweise halten sich Seelen an einem Geschlecht fest, aber es gibt genug Ausnahmen. Noch nie einem Menschen begegnet, der ganz eindeutig eine Frau, gefangen in einem männlichen Körper, ist? Oder umgekehrt?«

»Wusste nicht, dass es bei dir der Fall ist.«

»Unsinn! Apythia ist manchmal ein richtiges Miststück. Weitere Erklärungen gibt es dazu nicht.«

Ich starrte das Kind entgeistert an und musste unweigerlich an die japanischen Kogals denken. Es mochte neun, höchstens elf Jahre alt sein. Es war hübsch und

hatte Sommersprossen auf der kleinen Stupsnase. Es trug ein langes, weißbrotes Kleidchen und einen adretten, kleinen Strohhut. Ich musterte die kecken roten Tommy-Hilfiger-Lackschühchen an den kleinen Füßen und dachte darüber nach, dass es heutzutage ein höchst unsittliches Bild abgab, wenn ich — ein alter Landstreicher — hier mit einem kleinen Mädchen auf einer Bank saß und redete. Vorbeifahrende Polizisten wären sicherlich nicht darum verlegen, mir einige Fragen zu stellen. Würden dann die Haudegen aus dem unweit entfernten Lastwagen kommen und mich beschützen? Ganz sicher nicht.

»Aber was machst du hier?« fragte ich vollkommen naiv und ahnungslos. »Solltest du nicht die große konspirative Organisation Lux Aeterna anführen, gegen ihre Gegner, das dogmatische Kerygma und das gierige Oktagon?«

»Alles zu seiner Zeit«, erwiderte Paul Lichtmann, alias Adam Kadmon — nun auch alias Kerstin und begann ein Jojo rhythmisch auf und ab zu rollen. »Dieses Mädchen ist technisch gesehen vor zwei Tagen gestorben. Ich wollte einfach diese einzigartige Gelegenheit wahrnehmen, wieder ein Kind zu sein und einige Tage hierzubleiben. Ich stelle fest, es hat sich nichts geändert. Kind sein ist großartig, Eltern zu haben ist... höchstens ambivalent.«

Nachdenklich nickte ich vor mich hin und versuchte das Mädchen nicht anzustarren. Wir beobachteten einige Augenblicke schweigend die vorbeigehenden Menschen. Konzentrierte Jogger, einsame Frauen mit Hunden, vergessene Rentner, die hierherkamen, um noch einmal das einzuatmen, was sie zunehmend mit ihrer Jugend verbanden: frische, saubere Luft.

»Die Eltern von Kerstin Koch hätten ihr Kind bei einem grässlichen Autounfall mit einem Sattelschlepper verloren. Ich bin in diesem Körper beiseite gesprungen. Aber ich kann nicht für immer hierbleiben und Kerstin spielen. Irgendwann werden sie den Verlust dennoch erfahren müssen. Nur eine Woche später. Ihr Kind wird spurlos verschwinden. Die Polizei wird ermitteln. Die Medien einen soziopathischen Mörder vermuten. Entspricht dem heutigen Zeitgeist.«

»Ich habe so viel gelernt«, sagte ich leise. »In den letzten Tagen... Ich kann nun sehen. Aber ich weiß nicht, wie ich damit leben soll.«

Kerstin hörte auf, mit dem Jojo zu spielen und zuckte entschuldigend mit den Schultern.

»Ich bin mir nicht sicher, ob das unser Problem ist, Jan-Marek. Wir haben dir bereits mehr gezeigt, als den meisten vergönnt ist. Die Engel haben dich in ihr Vertrauen gezogen. Und noch immer beklagst du dich?«

»Ich habe Celeste gerettet. Obwohl sie vermutlich kam, um uns zu töten.«

Kerstin schaukelte nachdenklich mit den Füßen unter der Sitzbank.

»Ich bin dir dankbar für deine Tat. Ich kann dir versichern, sie war nicht dort, um dich zu töten. Sie hatte keine Ahnung, dass du da bist. Ihr Auftrag war es, Theophil Schorm zu beschatten, nicht, mit ihm in Interaktion zu treten.« Sie hielt inne und blickte mich an. »Wenn du bei Schorm warst, warst du vorher bei Rafael oder sogar Michael.«

Ich schwieg.

»Hattest du die Ambrosia gegessen?«

Ich nickte stumm.

»Wie war dein Eindruck?«

Nachdenklich suchte ich nach passenden Worten. »Ich war... überwältigt.«

»Ein schmieriges Orientierungsvideo der Engel. Ein interaktiver Propagandastreifen auf Halluzinogenbasis. Wir bringen die Ordnung, bla bla. Wir organisieren die Zukunft, bla bla. Wir sorgen für Harmonie, bla bla. Reich der Liebe, bla bla.«

»Vielleicht ist nichts schlechtes daran, ein Reich der Liebe zu erbauen«, argumentierte ich.

»Hat er von den Dämonen, als dem Abfallprodukt der Baryogenese gesprochen?« zitierte Kerstin abfällig schnaufend. »Das Mirillium am Ende der Zeit? Unter der sanften, gerechten Führung der Engel? Die könnten nicht mal einen Hamsterkäfig regieren. Pah...« Das Mädchen blickte mich ernst an und verband, mehr einem alten Professor ähnelnd, den Zeigefinger und Daumen zu einem Ring und bewegte ihn während der Ausführungen auf und ab. »Weißt du, dass Engel nicht einmal eine eigene Sprache haben? Mit uns Menschen müssen sie in ihren eigenen Mundarten sprechen, die wiederum alle auf das Dam-Har der Dämonen zurückzuführen ist. Und wie kam das zustande? Der Engel Luzifer erschuf aus dem Geist der Dämonen die Sprache und gab sie den Menschen. Vor über fünfzigtausend Jahren. Das größte Geschenk, das auf diesem Planeten jemals überreicht wurde.«

»Der Teufel gab uns die Sprache?«

Kerstin sah mich tadelnd an und verzog den Mundwinkel.

»Manchmal glaube ich, du bist noch bikameral. Oder ein Mykoplasma. Das Wassermann-Zeitalter soll nicht den Engeln und nicht den Dämonen gehören, sondern den Menschen. Um das zu ermöglichen, sind wir hier. Abschaffung des Geldes, Abschaffung der Politik, Abschaffung sämtlicher Religionen. Freie Nahrungsmittel für alle, freie Energieressourcen für alle. Der Mensch, der endlich beginnen kann, sich mit den Problemen zu befassen, die in ihm innewohnen, anstelle sich stets unter Problemen zu krümmen, die ein Haufen Ausbeuter im Anzug auf seine Schultern bürden.«

»Das ist sehr idealistisch... Für einen Teufelsdiener.«

»Die Inferni waren stets große Idealisten. Niemand ist so human, wie der Teufel.«

»Es wird nicht sehr einfach sein, eine solche Utopie umzusetzen...«

»Wir werden sehen.«

»Sie haben versucht mich zu rekrutieren«, wechselte ich das Thema.

Das Mädchen verzog den Mundwinkel. »Die Engel sind verzweifelter, als ich dachte.«

»Ich will einfach nur ausschlafen. Ich will, dass mich eurer arroganter Arzt untersucht, denn ich fühle mich beschissen. Ich glaube, meine Leber ist im Eimer. Ich habe kein Geld und keine Bleibe.«

Kerstin zog das Knie hoch und stützt ihr Kinn darauf ab.

»Wir sind kein Hotel, du mysteriöses Trampeltier.«

»Aber ich weiß jetzt, was du von mir wissen wolltest«, erwiderte ich selbstbewusst und lauschte den flüsternden Baumkronen.

Das Mädchen schwieg einige Augenblicke und blickte mich nachdenklich an.

»Ich höre«, sagte es schließlich.

Ich genoss noch kurz den Augenblick, dieses Gefühl von kurzer und doch erstmaliger Bewegungsfreiheit auf dem Spielbrett. Dann blickte ich das Mädchen an.

»Wer ist Damian Stagnatti?«

»Oh-o«, lachte Kerstin gekünstelt auf. Es klang mehr wie ein schmerzvolles Stöhnen.

Sie schwieg wieder und ich sah im Augenwinkel, dass sie undeutlich den Kopf schüttelte und sich auf die Unterlippe biss. Dann wandte sie sich von mir ab und machte eine unauffällige Geste zu Sargon hinüber. Der Kriegerchef kam herbei und blieb einige Meter entfernt stehen und tat so, als würde er etwas in sein Mobiltelefon tippen.

»Nehmt ihn mit und lasst ihn paar Tage bei uns wohnen. Wir sehen dann weiter.«

Sargon nickte nicht und gab auch sonst keinen Laut von sich, sondern kehrte gelangweilt zum Lastwagen zurück.

»Könnte interessant werden«, äußerte sich Kerstin nachdenklich.

Nun rutschte das Mädchen von der Parkbank herab und glättete sein Kleidchen.

»Was hast du eigentlich zur Apythia gesagt, um so einen abgewrackten Wirtskörper zu kriegen?« fragte es.

»Ich weiß nicht mehr. So was wie: *ich bin ein Star und will hier raus.*«

Die kleine Kerstin seufzte und klopfte sich auf die Stirn.

»Dummkopf.«

»Na, deine neue Identität ist auch nicht gerade ein Triumph...«

Adam Kadmon hielt inne und grinste.

»Stimmt. Aber ich bin wesentlich ansehnlicher. Die Jungs und Mädels werden es hassen, sich von einer kleinen Göre kommandieren zu lassen.«

Sie wollte sich wieder entfernen, und auch ich kämpfte mich auf die Beine.

»Was für eine Rolle spielt Gott in all dem? Gibt es ihn überhaupt?«

Ich hörte ein fernes Rufen. Es war eine Frauenstimme. Kerstin sah kurz in die Richtung, aus der sie gekommen war.

»Gott existiert, wenn man an ihn glaubt, und er tut es nicht, wenn man nicht an ihn glaubt.«

»Das ist alles?« rief ich aus. »Das ist die ganze Antwort?«

»Warum nicht? Es ist vollkommen legitim, an Gott zu glauben, solange man nicht auf ihn zählt.«

Kerstin wickelte wieder das Jojo ab.

»Das ist eine sehr grausame Sicht der Dinge.«

»Das Leben ist grausam. Eine Krankheit, die mit der Geburt beginnt und stets mit dem Tod endet. Ein verlorener Wettlauf mit der Zeit.«

»Ich möchte aber nicht in einer Welt leben, in der alles sinnlos ist. In der niemand mehr glaubt, oder ein Ideal hat.«

»Das hier sind nicht mehr die Tage von Pontius Pilatus. Es gibt nichts mehr zu glauben. Glaube ist die Abwesenheit von Wissen. Und Wissen ist die Abwesenheit von Gott.«

»Aber viele Menschen zählen auf ihn«, erwiderte ich, gewahr der Tatsache, dass ich im Augenblick nicht zu ihnen gehörte.

»Denkst du, er ist böse?« fragte mich Kerstin.

»Böse?«

Ich hörte wieder jemanden Kerstins Namen rufen.

»Ich komme!« rief sie über die Schulter.

»Kannst du dich nicht gleich melden, wenn ich rufe!?« wetzerte eine Frauenstimme hinter dem Heckenzaun.

»Denkst du, Gott ist böse, weil er seine traurigsten Kinder in Konzentrationslagern umkommen lässt? Weil Gott nur denen hilft, die ihm Opfer bringen?« Das Mädchen sah mich beim Sprechen nicht an, sondern konzentrierte sich auf die kleine grüne Scheibe, die entlang des Fadens auf und ab rollte. »Nein... Auf Gott zählen, ist die eitelste Sicht auf die Welt, die es geben kann. Die Vorstellung, dass jene Kraft, die aus dem Nichts das Etwas erschafft und die im gesamten Universum den Molekülen Leben, sogar Geist einhaucht, dass diese Kraft eine Singularität vornimmt an einem Schwachkopf, der gerade unter einem geschrotteten BMW liegt, am Rande einer Autobahn, nachdem er die letzten zwei Stunden seines Lebens damit verbrachte, die Autos vor ihm anzublenden, ist absurd, traurig und lachhaft zugleich. Der einzige auf dieser Welt, der dir mit Sicherheit nicht helfen wird, ist Gott. Wir sind jetzt die aktiven, nicht Gott. Wir sind am Zug, und wir haben keinen Dispo-Kredit.«

Ich wusste nicht, ob er mit »wir« die Menschen meinte, oder seinen Ritterverein im Dienste von Satan.

»Also sind die Atheisten fein raus, weil sie sich nicht mit Dingen belasten, die ohnehin keinen Zweck haben...«, meinte ich, während sie sich von mir wieder abwenden wollte.

Das Mädchen blickte mich an, als hätte es mich beim Popeln erwischt. »Hey, nur weil man plötzlich nicht mehr glaubt, dass ein Auto eine Schwanzverlängerung ist, hört es deswegen nicht auf zu fahren.«

Ich sah das Kind verduzt an.

»Früher blieb kein Gebet ungehört«, sagte es mit halbleiser Stimme. »Aber nur weil man eine Stimme hört, weiß man noch nicht, ob sie von den guten Jungs stammt. Es ist ohnehin zwecklos in sein Gebet Wunschgedanken hineinzuschmuggeln. Gott wird nicht antworten auf: Lieber Gott lass mich den Jackpot knacken.«

Ich blickte vor mich hin und beobachtete eine Ameisenstraße, die unter der Parkbank hindurch führte. Einige bogen bereits ab, um sich mit einem halbtoten Käfer zu beschäftigen. Irgendwie kam es mir vor, als wäre ich der Käfer, umgeben von blutrünstigen Ameisen. »Das verstehe ich, aber es macht doch niemand...«

Das Kind blickte mich noch immer an und sah nun sehr traurig aus.

»Aber du musst verstehen, dass es im Auge Gottes kein Gut und kein Böse gibt. Es gibt kein Reich und kein Arm — außer als eine gemeinsame vergängliche Idee der Menschen. Es gibt kein Glück und kein Unglück. Und wenn man in sein Gebet hineinschmuggelt: ›Lieber Gott lasse nicht zu, dass meine Tochter stirbt‹, so ist es genauso verfehlt. Das ist die große schreckliche Essenz der eigenen Existenz. Die Antwort auf die Beschaffenheit dieser Welt. Gott erfüllt keine Wünsche. Nur Menschen tun das. Ein Gebet muss das reinste Opfer sein, das es gibt. Kaum noch jemand versteht das heute. Ein Gebet muss lauten: ›Ich nehme mein Schicksal an. Ich werte nichts und niemanden. Denn nur dann bin ich deiner würdig‹. Keine menschliche Täuschung, kein Wunschdenken soll dem im Weg stehen, wie ehrenhaft es auch immer anmuten mag. Das ist ein Gebet, das Engel herbeiruft. Was aber unterm Strich total langweilig ist. Wie alles Engelhafte«, erklärte das Kind und lächelte verschmitzt. Sie streckte ihre Zeigefinger aus und ließ sie wie zwei kleine Hörner durch ihr blondes Haar hervor wachsen. »Weißt du wie ein vollkommen langweiliger Planet aussieht?«

Ich schüttelte den Kopf.

Sie spazierte davon und hüpfte einige Meter nur auf einem Bein. Dann blickte sie zu mir zurück und rief mir die Antwort zu.

»Frische Luft, grüne Auen und darauf eine Milliarde Zen-Meister.«

Das Kind kicherte, während sich mein Gesicht zu einer Grimasse verzerrte. Es schob beide Zeigefinger durch sein Haar, so dass sie wie kleine Hörner herauslugten und blickte mich mit einem spöttischen und wahrhaft dämonischen Blick an. Dann drehte es sich auf der Ferse um und spazierte singend davon.

Ich blickte dem kleinen Ding noch eine Weile hinterher, bis es zwischen den Bäumen der Allee verschwand.

»Sargon war der Name, richtig?« krächzte ich in die Richtung des Lastwagens.

Ich verspürte schon die ganze Zeit einen stechenden Hunger. Schließlich hatte ich seit meinem Besuch in der Bahnhofsmission nichts gegessen. Nun wurde mir richtig schwindlig. Ich raffte meine alten Knochen zusammen und taumelte zu dem kaltschnäuzigen Hünen.

»Wir halten als nächstes irgendwo an und besorgen was zum Futtern. Sonst könnt ihr vergessen, dass ich kooperiere«, sagte ich selbstbewusst an.

Sargon behielt sein Marmorgesicht und deutete wortlos seinem Gefolgsmann, sich hinter das Steuer des Wagens zu klemmen. Er stieg dann mit mir in den Container hinein und öffnete einen der Stahlschränke. Es war ein Kühlschrank voller Essen.

»Heilige Kuh«, flüsterte ich.

»Iss nicht zu schnell, Arschloch«, meinte Sargon mit gelangweilter Stimme.
»Ich will hier keine Kotze aufwischen.«

Er verließ den Container und verschloss die Tür von außen.

3.10 Mungos und Schlangen

Das Unwetter saß wie eine riesige Spinne über der Stadt. Menschen liefen mit hochgeschlagenen Kragen und grimmigen Gesichtern an mir vorbei, ankämpfend gegen den Wind und das herabstürzende Nass. Zielstrebig eilten sie an Orte, die hoffentlich trockener und wärmer waren, als diese Straßenecke. An den Rändern ihrer Regenschirme verbanden sich die dichten Tropfen zu flüssigen Girlanden, die mich an altmodische Perlenvorhänge erinnerten.

Der Abend brach langsam an und die Ampeln und Verkehrszeichen spiegelten sich in den dunklen Pfützen auf dem Asphalt.

Mit der Kälte, die langsam in meine Knochen fuhr, sank auch mein Selbstvertrauen. Ich merkte, dass ich mich recht elend fühlte, und ich wusste, es war der Alkohol. Die paar Schluck Rum am Tag zuvor hatten mich eine Weile bei der Stange gehalten, die abenteuerlichen Begebenheiten taten den Rest. Doch jetzt wollte der Körper sein Soll.

Sargon hatte mich am Straßenrand abgesetzt und gemeint, ich würde nur drei Minuten warten müssen. Dann fuhr der Lastwagen mit der Aufschrift »CAMODI — CARLOS MOBILES DISCOFIEBER« davon.

In Gedanken versunken bemerkte ich gar nicht die lange, schwarze Limousine, die am Bordstein angehalten hatte.

Die Beifahrertür und die hintere Passagiertür öffneten sich und zwei Kerle in schwarzen Regenmänteln stiegen kurz aus. Sie blickten zu mir hinüber und ich verstand.

Der Regen rann mir über das Gesicht, durchweichte meine Kleidung, inmitten einer monochromen, tristen Welt, die durch die feuchten, grellen Farben der Autoscheinwerfer und reißerische Neonreklamen beleuchtet wurde. Ich sah mich noch einmal um, und dann verschwand der alte Penner in Caritaskleidern in einer Limousine mit verdunkelten Fenstern.

Ein ungewöhnliches, nicht alltägliches Bild.

Doch geht man achtsam durch die Straßen dieser Welt, anstelle über Probleme brütend auf die eigenen Schuhe zu starren, stellt man fest, dass solche seltsamen Dinge unentwegt passieren.

Im Auto saß ich schweigend dem unbekanntem Mann gegenüber. Der Fahrer und der Beifahrer waren von uns durch eine Glaswand getrennt. Das Regenwasser tropfte noch aus meinen Haaren über mein Gesicht und ich versuchte es mit dem nassen Ärmel meines Mantels abzuwischen. Draußen fiel weiter Wasser vom Himmel. An einer Kreuzung starrte ich durch das nasse Fenster einen Bettler an, der umgeben von Werbetafeln von *e.on* und *Prada* einen leeren Plastikbecher den vorbeieilenden Menschen entgegenstreckte. Ich blickte fassungslos, doch auch fasziniert, auf seine dunkle, unscharfe Gestalt, die wie eine Erscheinung inmitten der Sintflut kniete. Während der Wagen weiterfuhr, versuchte ich mit dem Zipfel meines eigenen Landstreicher mantels die feuchten Flecken auf den kostbaren Ledersitzen der Limousine wegzuwischen. Schuldbewusst sah ich den Mann im dunklen Mantel an.

»Ich heiße Jan-Marek«, sagte ich, um die Stille zu brechen.

Es vergingen einige Sekunden, bis er antwortete. Offensichtlich überlegte er, ob ich würdig genug war, dass man mit mir kommunizierte.

»Ich bin Dante«, sagte er schließlich. Er trug einen kleinen Bart um die Lippen, hatte jedoch seine Wangen penibel rasiert. Auch seinen Kopf bedeckte nicht das geringste Härchen. Seine Hände steckten in schwarzen Lederhandschuhen, und um seinen Hals schimmerte unter dem breiten Kragen aus Leder eine goldene Kette hervor.

Ich dachte daran, dass die Kollaboration mit Luzifer — was immer das in der Praxis bedeutete — auf jeden Fall zu einer Verstärkung des persönlichen Geschmacks beitrug. Offensichtlich ergänzt durch die Tatsache, dass für diese Leute Geld kein Thema war, das ihnen Kopfzerbrechen machte.

Mein Gedankengang wurde jäh unterbrochen. Die lange Limousine änderte plötzlich den Kurs und begann sich mit quietschenden Reifen zu drehen. Ich spürte, dass wir etwas umgerissen hatten. Es mochte eine Mülltonne sein, eine Telefonzelle oder eines dieser kleinen Stadtautos, die ich nun überall sah. Mein Gesicht wurde kurz gegen die Glasscheibe geschlagen.

Als mir dämmerte, dass wir stehengeblieben waren, packte mich Dante an der Schulter.

»Auf den Boden legen«, befahl er. »Sofort!«

Er griff nach der Rückenlehne, an der ich zuvor gesessen hatte und kippte sie um. Ein Sturmgewehr mit einem zusätzlichen Granatwerferlauf kam zum Vorschein. Bevor ich mich umsah, trat Dante die Tür auf und rutschte elastisch hinaus in den Regen. Eine lärmende Mischung aus Gewehr- und Pistolenschüssen drang zu mir und vermengte sich mit dem panischen Kreischen von Menschen.

Was für ein Aufwand, um einen Landstreicher dingfest zu machen, schoss es mir durch den Kopf. Ich sah durch die Trennwand nach vorne, in die Fahrerkabine. Beide Männer waren bereits draußen und suchten genauso wie Dante Deckung hinter der offenen Tür. Sie schossen wie wahnsinnig um sich. Ich selbst hatte Schwierigkeiten, in dieser Mischung aus Nacht und Regen irgendwas auszumachen. Erst nach einigen Sekunden nahm ich den ersten Gegner wahr. Ein Gewehrlauf, postiert an einem Fenster an der Straße. Von da an sah ich sie überall. Sie hatten einen Wagen quergestellt, um die Limousine aufzuhalten. Im nächsten Augenblick hörte ich das dumpf ploppende Geräusch des Raketenwerfers zu meiner Rechten und sah die Blockade in einer Welle aus Blechteilen und lodernden Gummifetzen explodieren. Die Luft war inzwischen erfüllt mit dem Geruch von Schießpulver und brennendem Benzin. Ich hörte das verdampfende Regenwasser zischen.

»...erbitten sofortige Verstärkung!« hörte ich Dantes Stimme inmitten des Kugelhagels.

Der Beifahrer robbte in der Hocke nach hinten, bis er sich direkt neben Dante duckte. Er hielt in jeder Hand eine Pistole und blickte grimmig in meine Richtung.

»OKO«, meinte er angewidert.

»Dann wollen sie ihn lebend«, erwiderte Dante. Er hielt seine Armbanduhr oder was es auch immer war, unter sein Kinn und brüllte nur ein kurzes: »E.T.A.?« hinein.

Die Antwort schien sofort zu kommen, denn er wandte sich an seinen Mitstreiter.

»1 Minute 40 Sekunden. Ich werde Sargon ein Jahr lang einen ausgeben für die Idee mit der Bereitschaft.«

»Wenig Munition!« hörte ich den Fahrer schreien.

Dante griff unter seinen Mantel und zog zwei Clips hervor. Er warf sie mir zu. Inzwischen hatte der Fahrer einen Schalter betätigt. Das Trennglas fuhr gemütlich herunter. Ich reichte ihm die Magazine.

Im nächsten Augenblick hörte ich den Beifahrer kurz hecheln und dann wie einen Stein umfallen.

Dante warf sich zu mir in das Innere des Wagens und feuerte mit seinem Gewehr heraus. Als sein Magazin leer war, ließ er es fallen. Dann griff er wieder hinter die Ledersitze und kam mit drei Behältern hervor, die wie große Spraydosen aussahen. Er entsicherte sie nacheinander und schleuderte sie in verschiedene Richtungen hinaus.

»Tür auf!« rief er mir zu. Ich tat wie geheißen, und die letzte Dose flog an meiner Nase vorbei. Dante griff nun unter seinen Mantel und zückte eine Pistole. Die geworfenen Dosen stellten sich als Nebelgranaten heraus. Bald schon war unser Auto in eine dichte gelbe Wolke gehüllt.

»Wir müssen von dem Wagen weg, Lance«, rief er nach vorne. Er rutschte geschmeidig an mir vorbei und sprang hinaus.

»Raus«, raunte Dante. Ich kletterte ihm hinterher.

In geringer Ferne hörte ich die Sirenen eines Polizeiautos. Lance, der Fahrer gesellte sich zu uns und in gebückter Haltung schlichen wir uns an den parkenden Autos vorbei. Die beiden Guerilleros blieben einige Male stehen und feuerten durch den Nebel.

Während ich an einem BMW vorbeikroch, blickte ich plötzlich in die bebrillten Augen des Eigentümers. Er sah wie ein Beamter aus oder einer dieser Finanzjongleure, die ihr Vermögen mit Dingen gemacht haben, die man nicht anfassen kann. Sein Gesicht war kreideweiß und seine Augen starrten mich durch die nasse Fensterscheibe an, als wäre ich ein Geist. Unweit von uns zerschlug eine Kugel ein großes Schaufenster und ließ über uns Tausende winzige Scherben herab rieseln.

Plötzlich hörte ich ein mehrfach verstärktes Geräusch von Motoren hinter mir. Sechs *Enduros* tauchten aus dem vernebelten Nichts auf und bremsten vor uns ab. Die dunklen Gestalten sprangen von den Maschinen und griffen nach den Gewehren auf ihrem Rücken.

»Porthos!«, rief Dante.

»Bring ihn raus!« schrie der Anführer der Neuankömmlinge ihm zu.

Dante zerrte mich weiter am Ellbogen, bis wir uns in einer kleinen Seitenstraße befanden.

»Wir müssen hier entlang, um an der Polizei vorbeizukommen«, erklärte mir Dante und schubste mich weiter. Nach einer Weile kamen wir an einer größeren Straße heraus. Dante hatte inzwischen seine Pistole verstaut und winkte ein Taxi herbei.

»Was ist da hinten los?« fragte der Taxifahrer besorgt.

»Irgendein Unfall«, erklärte Dante mit einer Stimme, deren Ruhe mir Angst einflößte. Ich hatte den Eindruck, dass sein Puls die ganze Zeit kaum über 100 gegangen war.

»Taunustor«, fügte er knapp hinzu, kramte in der Innentasche seines schweren Mantels und zog schließlich eine Sonnenbrille heraus. Er setzte sie auf und lehnte sich nach hinten. Es war offensichtlich, dass Dante nicht zu jenen gehörte, die gerne mit Taxifahrern plauderten.

Der Regen hatte aufgehört und die Leuchtreklamen strahlten aus den Pfützen zwischen den Füßen der Passanten. In der Ferne heulten Polizeisirenen auf.

Ich lehnte mich ebenfalls zurück und erst nach einer Weile merkte ich, dass während der gesamten Fahrt Dantes Hand unter dem Mantel am Griff der Waffe ruhte.

»Was ist OKO?«

»Die Söldner des Kerygma«, erklärte Dante mit gedämpfter Stimme.

»Wie konnten die so schnell davon wissen?« flüsterte ich besorgt.

Dante fischte sein winziges Handy aus seiner Jackentasche und drückte einen einzigen Knopf.

»Lockdown. Fahrt alle Systeme runter«, sagte er nur und legte wieder auf. Dann blickte er mit einem verärgerten Blick aus dem Fenster und schüttelte fast unsichtbar den Kopf.

Wir fuhren nur wenige Minuten durch die Stadt. Dante wies den Taxifahrer schließlich an, seinen Wagen in eine Tiefgarage zu lenken.

Dort half er mir heraus und führte mich zu einer Lifttür. Als ich einstieg, begleitete er mich kurz in die Kabine des Aufzugs, drückte die Taste 23 und stieg wieder aus. Er hatte kein Wort mehr zu mir gesagt. Die Metalltür schloss sich, und die Tiefgarage verschwand. Der Lift war schnell und leise. Ich hatte Mikrowellen erlebt, die lauter waren.

Epilog: Das Elysium

Ich war nie zuvor in Frankfurt am Main gewesen. Als meine Familie nach Deutschland gezogen war, hatte mein Vater einen Kalender an die Küchenwand gehängt, dessen einzelne Blätter die Skyline von Frankfurt zu den verschiedenen Jahreszeiten zeigten. Wenn ich allein war, kletterte ich oft auf einen Stuhl und blätterte vor und zurück, versunken in die stimmungsvollen Bilder. Ich mag große Häuser mit all den beleuchteten Fenstern im Abendlicht. Tausende kleine Zellen mit Tausenden Leben und Schicksalen. Ich denke stets, dass das ein Bild ist, das am besten beschreibt, wer wir sind. Wir Menschen. Lichter in Fassaden.

Als dann im 23. Stockwerk die Tür aufging, blickte ich in die Augen von Manzio.

Manzio! Ich hatte ihn ganz vergessen. All die Ereignisse und Umwälzungen in meinem Leben ließen Dinge, die für mich nur ein Jahr zurücklagen wie tiefste Vergangenheit erscheinen.

Ich wusste auch, dass Manzio tot war. Er sollte dort unten, in den unterirdischen Gängen, sterben, durch die nie vollendete Absicht eines schwarzgekleideten OKO-Söldners, ihn zu töten, während zwei Türen weiter Talitha von Rufus Mahrs Schergen gequält wurde. Ich erinnerte mich plötzlich, wie sich Manzios Augen veränderten. Wie sich sein Blick anders anfühlte, während wir uns da unten im Keller gegenüber standen. In diesen Tagen hätte ich niemals angenommen, die Erklärung dafür sei, dass der Manzio, den ich kannte, tot war und jemand aus der Lux Aeterna seinen Platz, seinen Körper eingenommen hatte.

Somit stand ich jenem Menschen gegenüber, der damals in der Nacht Talitha befreite. Der mich in der Theresa-Berkley-Straße mit den vier Thailänderinnen in das Auto setzte. Jene Talitha, die nun im Körper von Evelyn stecken musste.

Mit diesen Leuten konnten Dinge recht kompliziert werden, dachte ich.

»Willkommen im Elysium«, sagte der junge Mann mit einem sanften Lächeln.
»Es war ein langer Weg.«

Ich befand mich in einer keimfreien, noblen Umgebung. Entlang des Korridors hingen Grafiken an den Wänden und das Licht kam nicht nur von den unzähligen kleinen Deckenflutern, sondern auch von Lampen, die in den Boden eingelassen waren.

»Ich heie übrigens Frank. Frank Lüders«, rief Manzio über die Schulter, während er voranging. Ich bemerkte, dass sein Kopf glattrasiert war. »Mein« Manzio trug sein Haar zwar ebenfalls so kurz wie möglich, doch er machte sich nie die Mühe, auch den letzten Millimeter noch wegzurasieren. Frank Lüders trug einen teuren, dunkelblauen Anzug mit einer silberfarbenen Krawatte und wirkte wie ein Bankier. Beim Gehen steckte seine rechte Hand lässig in der Hosentasche. Wie ein monströser, riesiger Fremdkörper watschelte ich ihm nach und zog eine nasse Spur auf dem karminroten Teppich hinter mir her.

»Wo sind wir hier?« fragte ich ihn und versuchte im Gehen den Blick auf einige der Bilder zu werfen. Es waren kunstvolle Fotos von Steinfossilien, von versteinerten Schneckenhusern und Trilobiten.

»Das hier ist ein von der Außenwelt komplett isolierter Trakt innerhalb des Japan Centers.«

Japan Center. Ich wusste, das war ein Hochhaus unweit des Commerzbank-Wolkenkratzers und des Maintowers.

»Wir haben hier eine eigene Tiefgarage und einen eigenen Lift. Wir besitzen eine ganze Etage und zahlreiche Büros in der Vertikale, entlang der Liftstrecke.«

Wir blieben vor einer großen, massiven Glastür stehen. Sie war undurchsichtig und bläulich getönt. Das Glas sah aus wie Eis. In die glatte Fläche war ein großes Symbol eingraviert, das einen Kreis zeigte, der von fünf voneinander gleich weit entfernten Ringen oder Kugeln unterbrochen wurde. Es war nicht schwer, sich die Kugeln als die Spitzen eines unsichtbaren Pentagramms vorzustellen. Eines, bei dem zwei der Ecken nach oben ragen, wie die Hörner des Namenlosen, der tausend Bezeichnungen trägt. In der Mitte der Gravur stand:

LVX ÆTERNA

Frank zog eine kleine Fernbedienung aus der Tasche und die massive Tür glitt beiseite. Wir traten ein.

Im Raum befanden sich mindestens zehn oder zwölf Leute. Einige beugten sich über Landkarten, andere lasen etwas oder saßen vor Computerbildschirmen. Die meisten blickten nur kurz hoch und setzten dann ihre Tätigkeiten fort. Der

»Lockdown« des Computersystems und der Zwischenfall mit den Söldnern des Kerygma schien sie alle gleichermaßen in Anspruch zu nehmen.

Ich fühlte mich unweigerlich an das Hauptquartier der Kerygma-Gruppe erinnert, tief unter dem Haus der Kraniche. Nur war hier alles viel ästhetischer und teurer. Verglichen damit wirkte Mahrs Keller wie ein schäbiger Bunker. Wie bereits gesagt: Morlocks und Eloi — mein ewiges Thema.

»Willkommen in der Lux Aeterna«, sagte eine attraktive Frau mit einem modischen Kurzhaarschnitt und reichte mir ihre weiche Hand.

Im Hintergrund stand ein Mann, der mich aufmerksam beobachtete, doch keine Anstalten machte näherzukommen. Er schien der Älteste unter ihnen zu sein (und der einzige in meiner *jetzigen* äußerlichen Altersklasse). Er hatte einen sportlichen Haarschnitt und sein bereits graues Haar leuchtete wie Schnee. Er sprach während er mich musterte geschäftig in das Head-Set an seiner Wange und wandte mir dann teilnahmslos den Rücken zu. Später erfuhr ich, dass es Korvinian war, Adam Kadmons rechte Hand. Ich nahm an, dass der aktuelle Anschlag seine Aufmerksamkeit verlangte und dass er hier wohl eine Art operativer Leiter war.

Der anderer nannte sich Matt. Er war die zweite Hälfte des Begrüßungskomitees und schüttelte mir ungeübt die Hand und vermied dabei, mich anzusehen. Ein seltsamer Kauz.

Der Rest ignorierte mich weitgehend. Einer oder zwei hielten sich im Hintergrund und sahen von ihren Bürostühlen zu mir, nicht ohne einen Hauch von Skepsis in ihren Mienen. Vielleicht war es auch Desinteresse. Diese Leute waren mehrmals im Jenseits gewesen, waren seit Jahrzehnten Verfolgte. Meine Ankunft war nicht gerade etwas Spektakuläres oder Nennenswertes für sie.

Frank Lüders übernahm wieder die Initiative. »Wenn ich richtig unterrichtet bin, steht jetzt eine Untersuchung bei unserem Kurpfuscher auf dem Plan.«

Er und die kurzhaarige Frau führten mich weiter, in einen wesentlich schlichteren Korridor. Das Licht war hier gedämpft. Einige der Bürotüren links und rechts waren geöffnet. Ich sah dort Menschen in der Dunkelheit sitzen, die Gesichter beleuchtet von ihren Bildschirmen.

»Ich bin übrigens Nicolette«, sagte sie. Sie trug ihre Frisur kurz, mit einem leicht verschwommenen Seitenscheitel. Das Haar war sicherlich gefärbt, denn es wirkte fast schwarz und schimmerte nur gegen das Licht in einem rotbraunen Ton.

Sie mochte ungefähr dreißig Jahre alt sein (soweit es hier noch möglich war, derartige Aussagen zu treffen) und erinnerte an die spröden und doch lasziven Badeanzug-Models der frühen Sechziger, die mit kleinen Plastikplattenspielern und großen Sonnenschirmen an den Stränden der Riviera residierten. Sie wissen schon, wie die Heldinnen in Alfred-Hitchcock-Filmen, oder die *Garçonnes* der ausgelassenen *Flapper*-Ära. Sie besaß diese *tomboyish quality*, wie die amerikanischen Regisseure zu sagen pflegten. Aber ich lenke ab, was ja nichts Neues ist.

»Wir erwarten Adam Kadmon in dreizehn Stunden«, sagte Frank, nachdem er auf die Uhr geblickt hatte.

»Warum hat er diesen Spitznamen?«

»Wir haben hier alle Universalnamen«, erklärte er. »Durch die Aschewerdung verändern wir uns immer wieder — doch ein ungebundener Name soll stets bleiben. Denn die Menschen, die wir waren, sind wir nicht mehr. Und die Menschen, die wir betreten, werden wir niemals sein.«

Ich wandte mich wieder an Nicolette. »Und wie heißt du?«

»Kirké«, sagte sie und lächelte mich an. Ein Zauber von einem Lächeln. Irgendwie fühlte ich mich an den Song »Hotel California« erinnert.

Schließlich blieben wir vor einer Tür stehen, die mit einem vertrauten Symbol versehen war: eine Schlange wand sich um den Äskulapstab.

Den Arzt, dessen Universalname X-Ray war, hatte ich bereits in Worms kennengelernt. Sein ursprünglicher Name lautete Fabian Kerner und er war bereits vor seiner ersten Aschewerdung ein Mediziner. Er nahm mich recht genau unter die Lupe und brauchte nicht lange, um eine Liste an Gebrechen und Organschädigungen zu diagnostizieren, die mich eher wie eine telefonbuchartige Auflistung von Todesursachen anmutete. Er gab mir etwas gegen die Magenschmerzen, erzählte etwas darüber, dass ein Heilmittel gegen Alkoholismus noch nicht erfunden sei und schob mich freundlich, aber bestimmt wieder vor die Tür, mit der Anordnung, ihn am nächsten Tag wieder aufzusuchen.

»Durchgeknallter Typ, nicht wahr?« hörte ich eine Stimme hinter mir.

Ich drehte mich um. Ein Mann in mittleren Jahren stand vor mir. Er trug eine einfache Jeans und ein T-Shirt auf dem ein ausgewaschener Buddha aufgedruckt war. Außer diesem Matt, den ich in der Aula traf, war er der einzige, der mir hier

nicht wie ein Dressman vorkam. Er trug halblange schwarze Haare und einen recht ungepflegten, jedoch kurzen Vollbart. Sein etwas abwesender Blick erinnerte mich an Fotos von Charles Manson.

Er sah mich an und lächelte etwas gezwungen.

»Ich bin Julius«, sagte er und streckte mir seine Hand entgegen.

»Ich bin Jan-Marek.« Ich schüttelte kurz seine Hand. Sein Händedruck war recht lustlos.

»Ich weiß. Das Rätsel... Kirké meinte, ich soll dich hier abholen und zu einem Zimmer bringen.«

»Das Rätsel...?«

»Ich habe etwas in dem Bericht, der uns über dich vorliegt herumgeschnüffelt. Bist'n echter Ärgermagnet. Oder superwichtig. Issja meistens dasselbe.«

»Du lebst hier?« fragte ich ihn, während wir uns in Bewegung setzten.

»Nein«, erklärte Julius. »Ich bin ein *Turm*.«

»Ein Turm?«

»Ja, die Türme stehen auf dem Schachbrett ganz außen. Ich lebe normalerweise außerhalb des Elysiums.«

Er sah mich an und imitierte plötzlich einen amerikanischen Akzent: »Ikk bin ein Berleener...«

Ich lächelte, was ihm zu gefallen schien.

»Ich bin dort im Bereitschaftsdienst. Nicht viel los allerdings. Paar kleine Aufträge... Ansonsten Regel Nummer eins: unauffällig sein.«

Er legte eine Kunstpause ein, bei der ich mir einfach nicht vorstellen konnte, dass sie beabsichtigt war.

»Doch vor einigen Wochen hatte ich eine unglückliche Begegnung mit dem Oktagon. Alles Chaos, Mann... Puuuhh.«

Er bewegte seine Hände in der Luft, als würde er damit Rauch oder einen Atompilz zeichnen. Ich begann den positiven Verdacht zu hegen, dass er stoned war.

»Ich setz< mir also einen blauen Schuss und peng, zehn Minuten später krieg ich von den Neuro-Klerikern eine mitten in die Brust. Und drüben? Pah.« Er machte eine abwehrende Armbewegung. »Drüben ist echt die Hölle los. Ich bin

gleich mal zur Apythia, denn ich wollte da nicht länger sein, als nötig. Ich wachte auf und war in einem Krankenhaus, in einem neuen Av...«

»Av?«

»Avatar. Körper. Waren drei Wochen Diesseitszeit vergangen. Flotter Spurt.«

»Ich dachte, das Beneficium führt nicht ins Krankenzimmer«, wandte ich ein.

»Kommt drauf an, Alter. Ging ja nicht um die Krankheit, sondern um die Schwester. Steht über mir, ihre Airbags drohen über meinem Gesicht zu explodieren — ich konnte sogar riechen, dass sie vorher einen gekippt hatte. Mischte sich gut mit dem Mundwasser. Aber nicht genug. Da fummelt´se also an meinem Ellbogen und Unterarm und will eines dieser durchsichtigen Infusionsbeutel an diese Nadel in meinem Arm anschließen.«

Julius rieb sich besorgt den Arm, als wäre es gerade erst passiert.

»Keine Ahnung, was das für eine Soße war, in dem Beutel. Aber in dem Augenblick dachte ich: OK, ein Kunstfehler. Mal was ganz neues. Also schickte ich die Dame zum Teufel, und während sie kreischend aus dem Krankenzimmer lief, rappelte ich mich hoch, schnappte mir den Zettel zu meinen Füßen und warf einen Blick drauf. Stand was von ›Ulcus ventriculi‹ und ›Gastritis‹ drauf. Aber ich wusste gleich, was Sache ist. War mir wohl ein Geschwür geplatzt und blutete mir den Magen voll. Da machte ich mich gleich aus dem Staub. Und X-Ray sagte nur: mach dir mal keine Gedanken — in acht Wochen bist du ganz von alleine fit. Naja, dann kam einer seiner Vorträge über die Zeichen des Schicksals. Jetzt bin ich für eine Weile hier, damit er mich beaufsichtigen kann. Is´n Spinner, aber ein guter Quacksalber. Immer´ne Geschichte auf Lager.«

»Ich war auch drüben«, sagte ich nachdenklich. »Doch als ich zurückkam, waren über fünf Jahre vergangen.«

»Hast dich wohl verquatscht«, meinte darauf Julius. »Zeit ist immer ein Problem drüben. Adam kam auch erst vor ein paar Tagen wieder an. Die Gruppe wurde inzwischen recht nervös. Keine Ahnung, was er dort so lange gemacht hat. Vermutlich das Orbis besucht.«

»Orbis? Was ist das Orbis?«

»So nennen wir unsere...« Er hielt plötzlich inne, besann sich eines besseren und lächelte etwas dümmlich. »Alles zu seiner Zeit... Adam Kadmon wartet seit sechshundert Jahren.«

Sechshundert Jahre, schoss mir durch den Kopf. Wie sollte man etwas Derartiges einordnen? Das letzte Mal, als ich von einem so alten Menschen hörte, saß ich in einem Kino, und der betreffende Kerl hieß Vlad Tepes und nannte sich Graf Dracula. Ich fragte mich, ob Paul Lichtmann, der sich Adam Kadmon nannte, auch in einem Sarg schlief, oder eine andere analoge Exzentrizität pflegte. Ich würde es bald herausfinden.

»Alles verändert sich mit der ersten Tätowierung«, sagte Julius, während wir vor einer verschlossenen Tür stehenblieben. Er griff in seiner Hosentasche nach der Magnetkarte.

»Tätowierung?« fragte ich ratlos.

Er drehte sich um und zog den kurzen T-Shirt-Ärmel hoch. Auf seiner rechten Schulter hatte er das Emblem der Lux Aeterna. Ein Kreis, besetzt mit fünf Kugeln im selben Abstand. In der Mitte des Kreises befand sich eine römische IV. Die Tätowierung war frisch und noch nicht verheilt.

»Jede weitere Aschewerdung bedeutet eine höhere Zahl«, erklärte er grinsend. »Doch nichts ist so, wie das erste Mal, nicht wahr?«

Wir hatten ein Gästezimmer betreten. Es war nüchtern eingerichtet, besaß aber die zwei wichtigsten Eigenschaften: ein Bett und vollkommene Stille. Somit war es für mich in meiner Verfassung näher am Paradies als alles andere.

»Die Porno-Webseite ist gewöhnungsbedürftig.«

»Aber unverdächtig«, erwiderte Julius pragmatisch. »Das Oktagon scannt ständig das ganze Internet. Aber auf so was Bescheuertes würden die nie kommen. Wir verwenden auch Spam-E-mails als Tarnung. Weißt schon: ›Enlarge Your Penis‹ oder ›Ephedra is back!‹, oder ›I am Mnobutu Katanga, the former president of Kongo´.« Julius lachte hysterisch auf, als wären das alles seine Ideen gewesen. »Da ist eine Menge unserer eigenen Post darunter. Getarnt und verschlüsselt. Kein Mensch kann den ganzen Müll im Auge behalten. Wir sind nun auch vertreten in MySpace und in Second Life«, erklärte er, doch es klang als wüsste er selbst nicht so genau, worum es sich dabei handelte.

»Zweites Leben?« sagte ich wie benebelt und fiel rückwärts auf die straffe Matratze. »Davon hatte ich unlängst eine ganze Menge.«

Nachdem er das Zimmer verlassen hatte, starrte ich noch einige Augenblicke auf die Decke. Nur mühsam gelang es mir, genug Kräfte zu mobilisieren, um die Knöpfe meines Hemds zu öffnen und meine Hose auszuziehen. Und als das getan war, gab es keinen Halt mehr und ich versank in den Abgrund eines tiefen Schlafs.

Nachwort — oder: der Cliffhanger

Nur wenige Etagen über den Räumen des Elysiums befand sich das *Windows 25*. Die atmosphärische, erwartungsgemäß geschmackvolle Lounge war zu bestimmten Uhrzeiten auf regulärer Basis von der Lux Aeterna gemietet und galt für die rund dreihundert Mitglieder als ein willkommener Freizeithafen.

Als ich dort zum ersten Mal saß, war es bereits in das warme, orange-rote Abendlicht getaucht. Die Gäste unterhielten sich mit gedämpften Stimmen, während Kellner gutgelaunt die Gerichte servierten. Die meisten Besucher zu dieser Stunde wohnten nur drei Etagen tiefer. Wenn man im *Windows 25* zu Abend aß, war es gar nicht so unwahrscheinlich, dass die Person am Nebentisch eine kreisförmige Tätowierung auf der Schulter trug. Mit einer römischen Zahl darin. Natürlich versteckt unter einem modischen Jackett oder einem Rollkragenpullover.

Ich war bei den gestylten Untoten gestrandet.

Aramis sah man oft hier, meistens alleine an einem kleinen Tisch sitzend, mit einer Gabel etwas Leichtes zu sich nehmend und mit einem Buch in der freien Hand. Es mochte Poesie sein, ein Roman, aber auch ein Buch über Teilchenphysik, Astrologie, Psychotherapie, Waffenkunde, Stadtguerilla oder über den Farbwechsel bei Kraken. Es ergab auf eine seltsame Art Sinn, dass ausgerechnet er Manzios Körper betreten hatte.

Kirké und ich nahmen auf den Barhockern Platz, an einem schmalen hohen Tisch. Sie saß mit dem Rücken zu einem großen Fenster, das vom Boden bis zur Decke reichte. Hinter ihr wurde das Panorama von Frankfurt teilweise von der Fassade des Commerzbank Tower verdeckt. Es machte schwindlig, sie anzusehen.

Ich sah mich um und kam noch immer nicht aus dem Staunen heraus. Am anderen Ende des langen Raums entdeckte ich die vier Thailänderinnen, die mich damals so schlagartig verlassen hatten. Sie waren fünf Jahre gealtert und ihre Kleidung entsprach der von Geschäftsfrauen.

Kirké folgte meinem Blick und lächelte.

»Wir hatten sie aufgegriffen, als sie aus der Schutzwohnung wegliefen. Wir dachten, dass sie uns einiges über das Kerygma erzählen könnten. So strandeten sie

hier, ähnlich wie du. Die Lux Aeterna war immer ein Hafen für all jene, die der Rest der Welt nicht anerkennt.«

Die Frauen saßen um einen Tisch und schlürften durch Strohhalme irgendwelche bunten Getränke. Natürlich konnten sie mich nicht erkennen, denn ich hatte nun einen anderen Körper.

»Hey, die schulden mir noch dreiundzwanzigtausend Mark.«

Kirké lächelte.

»Die aus unserer Kasse stammen, wenn ich mich recht erinnere.«

Sie war die perfekte Sprecherin dieser subversiven Meta-Sekte.

Der Kellner brachte uns die Getränke. Ein Glas Wein für Kirké und eine läppische Cola für mich. Es zuckte mich in den Fingern, einen Whiskey zu bestellen. Zur Feier des Tages. Um einfach ein wenig »runterzukommen«. Doch ich wusste, dass mein Körper weder Gründe zum Saufen brauchte, noch Lust auf einen Drink hatte. Er hatte Lust auf zehn Drinks. Ich hatte nicht vor, stockbesoffen durch die Korridore des 23. Stockwerks zu torkeln.

»Wie war eigentlich das Millennium-Fest?« fragte ich Kirké. »Ich habe es komplett im Jenseits verpasst.«

»Es war so menschlich«, sagte sie. »Es wurde im falschen Jahr gefeiert und weder die Apokalypse, noch das Y2K-Problem fand statt.«

Ich verstand die Ironie zwischen den Zeilen genau. Die Mitglieder der Lux Aeterna wurden zwar als Menschen geboren, doch sie nahmen sich so nicht mehr wahr. Sie waren etwas Anderes, etwas Neues. *Homo transcendentalis*.

»Was hast du jetzt vor?« fragte Kirké, und ich begriff, dass mir der Gedanke, eine Wahl zu haben, noch gar nicht in den Sinn gekommen war.

»Ich muss mir alles durch den Kopf gehen lassen«, antwortete ich zögerlich. Zwar hatte ich so etwas wie eine Agenda im Kopf, doch ich wusste, die Lux Aeterna verriet mir nicht alles, wonach ich fragte und schon gar nicht das, wonach ich nicht fragte. Ich beabsichtigte, es umgekehrt nicht anders zu machen.

»Adam Kadmon sagte einmal: ›Der Mensch, der seine Freiheit verdient, wird nie wieder müßig sein‹«, fuhr Kirké etwas lehrerhaft fort.

»Habt ihr denn keine Angst, dass ich alles herumerzähle?« fragte ich, statt zu antworten.

Kirké trank einen Schluck Wein und lächelte auf diese unnachahmliche Weise.

»Was willst du denn erzählen?«

»Nichts«, sagte ich leise. »Es gibt nichts zu erzählen, das irgendwer glauben würde.«

»Ich bin nun seit fünfzig Jahren auf dem Pfad der Schatten. Noch nie wollte jemand, der nicht vorher die Aschewerdung erfuhr, die Wahrheit darüber hören oder glauben. Absolute Unglaubwürdigkeit ist die beste Tarnung.«

»Es gibt Dinge, die muss ich erfahren«, erklärte ich zögerlich. »Über mich.«

»Viel Glück dabei«, entgegnete sie und stand auf. »Ich lasse dich jetzt allein. Ich will noch nach Celeste sehen. Es geht ihr schon viel besser.«

Ich wollte Kirké bitten, sie von mir zu grüßen, doch es erschien mir im selben Augenblick absurd.

So blickte ich lieber hinaus, auf Frankfurt im Abendlicht und dachte über vieles nach. Das Orange und das Rot wichen den sentimental elektrischen Laternen entlang der Straßen, und die Schatten der Hochhäuser verschlangen langsam die gesamte Stadt.

Willkommen am Ende.

Willkommen am Anfang...

Wir wissen niemals, wohin unsere Schritte uns führen und was der nächste Tag bringt. Doch wir wissen, dass die Welt nicht auf uns wartet, während wir uns in dunklen Wohnungen verstecken. Nur Zeit verstreicht, in einer Leere, die wir zugelassen haben.

Und so müssen wir hinaus, um die Dinge zu sehen, die uns umgeben. Denn wir sind, was wir sehen.

Wir müssen hinaus, um Erinnerungen anzuhäufen, denn wir sind, woran wir uns erinnern.

Doch vor allem müssen wir hinaus, um herauszufinden, was wir nicht versäumen dürfen.

Nicht der Tod ist schrecklich, sondern das gelebte Versäumnis.

Es gab noch so viele Fragen und so viele Rätsel in meinem Leben. Ich wurde noch immer von düsteren Albträumen verfolgt, und meine Ankunft an diesem Ort

war begleitet von ungewöhnlichen Zeichen. Ich hatte zwar meinen Platz auf dem Spielbrett eingenommen, doch die Partie war kaum eröffnet.

Ich blickte hoch, noch völlig in meinen Gedanken. Einer der Kellner stand neben mir und lächelte mich ungeduldig an.

»W-was ist?« fragte ich und bemerkte das tragbare Telefon in seiner Hand.

»Ein Anruf für Sie, Herr Kámen.«

Ich räusperte mich und nahm den Hörer. Es musste jemand aus dem Elysium auf der 23. Etage sein.

»Ja?« sagte ich zaghaft.

»*Jan-Marek Kámen?*« erklang es am anderen Ende.

»Ja...«

»*Gott sei Dank. Ich habe es auf gut Glück versucht.*«

Die Stimme klang hektisch und rastlos, wie jemand, der aus einer Telefonzelle anruft.

»Wer sind Sie?«

»*Mein Name ist Fremont. Etienne Fremont. Ich bin hier, um Ihnen zu helfen.*«

»Weshalb brauche ich Hilfe?«

»*Weil Sie aus dieser ganzen Angelegenheit aufwachen müssen. Sie sehen die Welt durch einen Schleier. Aber nichts davon ist wirklich.*«

Wieder einer, der versucht mir einzureden, ich sei wahnsinnig, dachte ich nur. Ich war bereit, den Ball in seine Hälfte zu spielen.

»Ach ja. Was ist dann mit diesem Telefon?«

»*Das Telefon ist echt und Sie in der Leitung zu haben, war ein Glücksfall. Ich kann es Ihnen erklären. Sie müssen sich mit mir treffen.*«

»Wie alt bin ich?«

»*Sie sind 27 Jahre alt.*«

»Finden Sie es nicht seltsam, dass meine Stimme kratzig ist und eindeutig nicht einem jungen Typ in seinen Zwanzigern gehört?«

»*Sie hören, was Sie hören wollen. Da kann Ihre Stimme auch nach Marlon Brando klingen.*«

»Warum sollte ich Ihnen vertrauen?«

»Weil Sie bisher alle Versuche, Ihnen zu helfen ausgeschlagen haben und Ihr Zustand sich dadurch deutlich verschlechtert hat. Sie sind vollkommen außer Kontrolle. Ich bin Ihre letzte Chance, Jan-Marek.«

Ich schwieg und blickte mir gerunzelter Stirn auf die Tischplatte vor mich hin.

»Treffen Sie mich. Ich werde allein sein. Wir müssen reden. Gehen Sie ans Fenster und blicken Sie zum Main. Sie werden dort rechts den Holbeinsteg sehen. Wir treffen uns in der Mitte der Brücke. In einer Stunde.«

Ich hielt noch einige Augenblicke den Hörer am Ohr, obwohl die Person am anderen Ende längst aufgelegt hatte.

Ich musste nicht zum Fenster gehen, denn ich saß bereits an der richtigen Stelle. So rutschte ich nur gedankenverloren von meinem Hocker und trat dicht an die große Glasscheibe. Die schmale Fußgängerbrücke sah wie eine gebogene Nadel aus, von einer Riesenhand über den Fluss gelegt. Geblendet von der trägen Abendsonne, kniff ich die Augen zusammen.

Ich stand da, mindestens zwanzig Minuten und überlegte, ob dies ein Termin war, den ich wahrnehmen sollte.

Auf den dunklen Nordfassaden der Mietshäuser leuchteten immer mehr Fenster auf, eines nach dem anderen. Hinter jedem Fenster ein Leben, manchmal mehr. Schicksale, Rätsel und Mysterien. Schmerzen, Gewalt und Hass. Hingabe, Leidenschaft und Liebe.

Die Nacht hatte begonnen.